

Dietmar Schmeiser



Bunsenstraße Nr. 3

Kindheit in den Ruinen einer Großstadt

Lindemanns Bibliothek



Mit den Augen und Ohren des Kindes erspürt der Autor die 40er Jahre. Die Karlsruher Bunsenstrasse und ihre Bewohner stehen beispielhaft für die Schicksale in vielen deutschen Straßen jener Zeit. In 16 Kapiteln durchlebt der Verfasser seine Erinnerungen, die inmitten von Trümmern und Abgründen geprägt sind von Einfallsreichtum, existentieller Heiterkeit, jugendlicher Neugier und dem ihr innewohnenden ansteckenden Optimismus.

Dietmar Schmeiser, promovierter Psychoanalytiker, legt mit diesem autobiografischen Buch seine erste belletristische Veröffentlichung vor, zu dem der ehemalige Oberbürgermeister von Karlsruhe, Prof. Dr. Gerhard Seiler, ein Vorwort geschrieben hat. Zusammen mit dem Autor ist er in der Bunsenstrasse aufgewachsen.

Meinen Kindern
Christian, Nina, Hato
und meinen Enkeln
Milena und Nils

Dietmar Schmeiser, 1937, besuchte die Gutenbergschule und das Goethegymnasium, studierte an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe mit Hauptfach Bildende Kunst und an der Universität Mainz Psychologie, wo er zum Dr. rer.nat. in den Fächern Psychologie, biol. Anthropologie und Psychiatrie promovierte.
Ausbildung zum Psychoanalytiker in Heidelberg.

Dietmar Schmeiser

Bunsenstrasse Nr. 3

**Kindheit
in den Ruinen
einer Grosstadt**

Lindemanns Bibliothek

Literatur und Kunst im Info Verlag

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck, auch auszugsweise,
ohne Genehmigung des Verlages nicht gestattet.

© 1. Auflage 2005 • Info Verlag GmbH
Käppelestrasse 10 • 76131 Karlsruhe
www.infoverlag.de

Lindemanns Bibliothek • Band 16
ISBN 3'88190-386'0

7	Vorwort
9	Heimweh
13	Mein ist die Rache, spricht der Herr
17	Die Brezel
21	Tag der Wehrmacht
27	Bombennächte
39	Still schweigt Kummer und Harm
43	Als die Amis gekommen sind
63	Verbotenes
67	Schiesspulver und Stichlinge
79	Der Flüchtling
83	Blut
87	Die Äpfel vom Buchenauer Hof
101	Im Nymphengarten oder die Leiden des jungen Forschers
107	Professor Doktor Böckels
113	Salz zum Heiligen Brot
137	Rita ist kein Mädchen vom Lande

Vorwort

Etwa im gleichen Alter wie der Autor habe ich in der gleichen Strasse, in der Bunsenstrasse im Karlsruher Westen, den zweiten Weltkrieg miterlebt. Das Manuskript habe ich in einem Stück gelesen, immer wieder zustimmend genickt und vor mich hin gemurmelt – ja, so war es, wahr und ungeschminkt.

Die angsterfüllten Bombennächte im Luftschutzkeller wie auch die unterschiedlichen Reaktionen in der Gemeinschaft sind treffend geschildert genauso wie die drei schwersten Fliegerangriffe und die Stunden danach inmitten brennender Häuser und verzweifelter Menschen, die Angehörige, Hab und Gut verloren haben.

Geschildert wird aber auch eine gewisse Unbekümmertheit der Kinder, die nichts anderes gekannt haben und die aus dieser Zeit, die beileibe nicht gut war und die nicht enden wollte, einfach das Beste machten.

Der Autor, mein alter Weg-, mehr aber mein Strassengefährte, Dietmar Schmeiser, hat ein Erzählertalent, das diese Erlebnisse bildhaft wieder aufscheinen lässt, ohne dass er sich heroischer Worte bedienen muss. Die Umgebung, die Geschäfte, die Menschen in dieser Strasse, deren Häuser den jüngeren Jugendstil präsentieren, fliessen en passant in die Erzählung ein. Auch unser Hausflüsschen, die nahegelegene Alb, den Westbahnhof, die Kirche, den Kaplan sieht man dann wieder im rechten oder besser, im damaligen Licht. Die kirchlichen Feste, aber auch die zum Teil recht makabren Jungenstreiche mit Munition und Knallereien auf den Strassenbahnschienen offenbarten den Willen zu leben in einer trostlosen Umgebung. Unvor-

stellbar für spätere Jahrgänge, dass man in dieser Tristesse, bei nur noch wenigen Menschen und ohne Autos, einfach so auf der Strasse spielen konnte, zumindest zeitweise.

Die Evakuierung, die «Kinderlandverschickung» in grosser Armut und Hunger sowie das Aufpäppeln in einer ganz anderen Welt, in der nahezu heilen, aber auch anstrengenden Welt auf dem Bauernhof, haben viele von uns so oder ähnlich erlebt. Der Auszug abgehärmter deutscher Jungsoldaten und der Einzug von Besatzungstreitkräften, erst von Franzosen, dann von Amerikanern, wird als Mischung aus Angst und Erleichterung geschildert, so wie es war. Sie kamen aus anderen Welten, denn wir kannten kaum Franzosen und schon gar keine farbigen Amerikaner. Schliesslich deutet sich eine neue Zeit an, die Zeit mit einer neuen Währung und – mit einer zarten Liebesgeschichte.

Menschen aus jener Zeit, aber auch Menschen, die den damaligen Alltag hautnah, ehrlich und meist undramatisch nachempfinden wollen, werden an dieses Buch noch lange zurückdenken, so wie ich das tue.

Gerhard Seiler

Heimweh

Fast wäre ich kein Karlsruher geworden, sondern ein New Yorker – und das kam so:

Mein Grossvater Albert hat keine Karlsruherin geheiratet. In Sickingen im Kraichgau fand er meine Grossmutter Maria, deren Vater dort eine kleine Brauerei betrieb und Gastwirt des Grünen Hofes war. Nichts Aussergewöhnliches, wäre da nicht noch der merkwürdige Trauschein meiner Urgrosseltern gewesen. Davon soll diese Geschichte handeln.

Sie beginnt ganz alltäglich. Ein Mädchen namens Pauline verliebte sich in einen Karl Adolph. Alles hätte bei dem jungen Glück seinen Weg gehen können, wäre Pauline nicht das Kind einer vermögenden Familie gewesen. Karl Adolph aber hatte nicht viel dagegenzusetzen. Paulines Vater Valentin und Mutter Helena hatten sich da schon etwas Besseres für ihre Tochter gewünscht. Daraus machten sie auch keinen Hehl. Pauline sollte sich einen anderen suchen. Karl Adolph käme jedenfalls nicht in Frage. Da halfen kein Betteln, keine Tränen und schon gar kein Handanhalten. Vater blieb stur und Mutter unterstützte ihn. Karl Adolph möge ja ein rechter Mann sein, für eine Heirat käme er aber nicht in Frage. Und dabei blieb es.

Pauline versank in tiefe Trauer. Karl Adolph war gekränkt, so gekränkt, dass er beschloss, in der Neuen Welt sein Glück zu versuchen, wo es in Sickingen doch keines für ihn gab.

Wir wissen nicht, wie die Verliebten voneinander Abschied nahmen, können es uns aber leicht ausmalen. Leider hat meine Grossmutter mir davon nichts erzählt. Das war die Sache ihrer Eltern. Über Gefühle wurde selten gesprochen und schon gar nicht über die der

Eltern. Wie gesagt, wir sind auf unsere Phantasie angewiesen. Sicher liegen wir nicht falsch, wenn wir uns die Sache sehr traurig vorstellen, wie in aller Herrgottsfrühe Karl Adolph sich auf den Weg nach Karlsruhe machte, wahrscheinlich zu Fuss. Damals gab es in Sickingen noch keine Eisenbahn, geschweige denn einen S-Bahn-Anschluss wie heute, und für eine Kutsche dürfte das Geld nicht gereicht haben. Ein Rheinschiff brachte ihn wahrscheinlich nach Rotterdam.

Wir stellen uns eine weinende, von Vater und Mutter in ihre Kammer gesperrte Pauline vor, die mit ihren zarten siebzehn Jahren dem Geliebten kein letztes Ade sagen durfte. Reichtum kann schmerzen.

Karl Adolph reiste nach New York. Pauline weinte. Sie weinte viele Tage und Wochen. Hatte sie sich doch heimlich mit Karl Adolph verlobt. Nun war der Geliebte in unerreichbarer Ferne. Einen anderen Mann wollte sie nicht. Karl Adolph oder keinen! Das Mädchen wurde immer fahler, ass nichts mehr und verlor immer mehr seine Schönheit. Vater Valentin wurde von Tag zu Tag unruhiger. Ich male mir aus, wie er in seiner Schlafkammer sich nachts im Bett wälzte und aufhorchte, wenn es in Töchterleins Zimmer schluchzte. Helena, meine Urgrossmutter, hat vielleicht auf ihn eingeredet und auf Abhilfe gesonnen. Aber was sollte man hier für Vorschläge machen? Partout wollte Pauline keinen anderen, wo es doch so fesche Burschen in Sickingen gab, die aus passendem Haus stammten und Pauline ein schönes Heim hätten bieten können.

Die Wochen verstrichen, der Winter kam ins Land, und Pauline war immer noch untröstlich.

Das hält auf die Dauer kein Vater durch, auch wenn er noch so sehr glaubt, für sein Töchterlein gäbe es Besseres. Sicher wird in einer der langen Winternächte in meinen Urgrosseltern der Entschluss gereift sein: wenn Pauline wieder glücklich werden sollte, müssen wir sie nach Amerika gehen lassen. Ein Gedanke, den sie vor wenigen Monaten hatten kaum zu denken gewagt. Ein Kind, das nach Amerika gegangen war, sah man in jenen Zeiten nicht mehr.

Meine Geschichte ist aber noch nicht zu Ende. Gewiss hat es wieder viele Tränen gegeben. Jetzt waren die Eltern am Weinen. Das Kind musste mit dem Nötigsten für die Reise versorgt werden. Eine Geldbörse durfte nicht fehlen. Ein letztes Brot aus der Heimat wurde mitgegeben, und das Mädchen folgte, kaum war es Frühjahr geworden, den Spuren ihres Geliebten.

Ich stelle mir Karl Adolph in New York vor, wie er sehnsüchtig auf das Meer hinausschaute, Abend für Abend und Morgen für Morgen, wann endlich der Segler aus Rotterdam am Horizont erscheine. Es kamen viele Segelschiffe zu jener Zeit nach New York, und es kam auch das Schiff mit seiner Verlobten. Wieder lange Tage der Sehnsucht, Quarantäne auf Ellis Island, Bürokratie, und endlich machte das voll Ungeduld erwartete Boot an der Kaimauer fest: PAULINE.

Was die zwei wohl als Erstes machten? Sie gingen zur Kirche und heirateten. Ich gehe davon aus, dass Karl Adolph schon alles vorbereitet hatte, während seine Braut noch auf der beschwerlichen Reise über den Ozean war. Leider wissen wir überhaupt nichts von ihrer Hochzeit. Fest steht, dass sie am 19. Juli 1884 in New York stattfand.

Karl Adolph war kein rechter Auswanderer. Dergleichen will in der Neuen Welt ein anderes Leben führen als zu Hause. Mein Urgrossvater war nur aus Verzweiflung von Sickingen weggelaufen. Ohne seine Pauline hätte er dort nicht mehr leben wollen. Und bei Pauline war es wohl ebenso. Ohne ihren Karl Adolph war Sickingen nicht mehr ihre Heimat; dann lieber in der Fremde leben als ohne den Geliebten.

Jetzt nach der Vermählung war alles anders geworden. Die Neue Welt brauchten sie nicht mehr für ihr Glück. Ihr Ziel hatten sie erreicht. Niemand konnte sie mehr trennen. Auch in Sickingen nicht!

In solch einer Konstellation kommt leicht Heimweh auf. In Sickingen muss doch alles schöner gewesen sein als in dieser fremden Welt. Und wenn das Heimweh erst mal den einen befallen hat, steckt es den anderen an. Heimweh nagt. Heimweh ist eine tückische Krankheit. Sie breitet sich schleichend aus, besonders an den Tagen,

an denen man keinen Erfolg hat, wenn man krank ist oder vielleicht nur die Winterabende allzu lang werden, es kalt wird – und in New York kann es sehr kalt werden und viel Schnee fallen. Dann muss man nur noch daran denken, wie in Sickingen Weihnacht gefeiert wird, wie man in der Christmette singt und wie die Gutsei schmecken. Zudem, aus Deutschland hörte man, wie es dort wirtschaftlich aufwärts ging. Da könnte man doch auch sein Glück machen.

Ein Jahr blieben die beiden in Amerika. Im Sommer 1885 waren sie wieder auf einem Segler, warfen einen letzten Blick auf New York, und sie hofften wohl, die Reise gut zu überstehen. Das galt besonders für Pauline. Sie war schwanger. Zwillinge wurden auf dem Segler tot geboren und erhielten ein nasses Grab.

Wir ahnen es. In der Heimat konnten sie dann doch glückliche Eltern werden. Sonst hätte *ich* diese Erzählungen nicht schreiben können.

Mein ist die Rache, spricht der Herr

Noch war ich keine fünf Jahre alt geworden, da sollten mein Bruder Edwin und ich zum Kinderarzt. Kinderarzt, das hörte sich freundlich an und, wenn man noch nie dort gewesen war, durfte man auch das Beste annehmen.

Es war ein schöner Spätsommertag, als der Arztbesuch stattfinden sollte. Ungewöhnlich war die Vorbereitung. Wir wurden zuvor gewaschen, obwohl wir doch schon am Morgen diese Tortur hatten über uns ergehen lassen. Egal, ob wir Tante Anna in der Sophien- oder Onkel Hermann in der Ruppurrer Strasse besuchten, so gründlich gewaschen wurden wir untertags nie, sieht man vom Bad am Samstagnachmittag ab.

Weit war der Weg auch nicht. Die Weinbrennerstrasse mit ihren alten Vorgärten trippelten wir entlang, und am Kopfende des Rosengärtchens, wie bei uns der kleine Park am Weinbrennerplatz hiess, wohnte auch schon der Onkel Doktor. Offensichtlich ein weiterer Onkel, den wir noch nicht kannten.

Im Erdgeschoss eines stattlichen, vierstöckigen Hauses klingelte meine Mutter, und schon kam eine ganz in Weiss gekleidete Frau an die Tür, die, ohne gross zu fragen, uns in ein Zimmer brachte, in dem wir warten sollten. Es tat sich einige Zeit gar nichts. Manches erschien mir hier merkwürdig. Sicher, Mutter war schon öfters mit uns zu Leuten gegangen, die mir fremd waren. Ein Besuch bei neuen Tanten und Onkels war immer spannend. Hier allerdings kam Unruhe auf. Hatte das etwas mit Mutter zu tun?

Eine Tür öffnete sich. Mutter wurde von einem Herrn begrüsst, der offensichtlich auch die weisse Farbe so auffällig schätzte. Auch

uns grüsste der neue Onkel und erkundigte sich ausgesprochen freundlich nach unseren Namen. Es gab keinen Grund, ihm diese nicht zu nennen. Mutter wurde Unverständliches gefragt, worauf sie geflissentlich antwortete. Die Atmosphäre, daran erinnere ich mich noch genau, wurde immer seltsamer. Völlig befremdlich wurde mir allerdings dann die Angelegenheit, als der Herr anfang, mich zu be-fingern und mir die Hose herunterzuziehen. Da stand ich nun mit nacktem Po. Freundlich lächelnd ergriff er einen Gegenstand aus Silber und Glas, der auf einem kleinen, gläsernen Tisch gelegen hatte. Er hielt diesen merkwürdigen Gegenstand gegen das Licht, und ich gewahrte zu meinem grossen Schrecken am Ende desselben eine spitze Nadel. Ich durchschaute die freundliche Hinterlist, als mich der neue Onkel über sein Knie legte und offensichtlich mit Lust und in böser Absicht mir mit dieser Nadel in meinen Hintern stach. Ich schrie auf und mein Bruder mit mir. Ob ich mir noch etwas vom deutschen Jungen anhören musste, der nicht wehleidig sei, weiss ich nicht mehr.

Das Schlimmste kam aber sogleich. Noch heute bin ich mir sicher, dass ich das nun Folgende als erheblich bösartiger empfand als diesen vorhergegangenen hinterlistigen Stich.

Meine Mutter zog mir wieder meine Hose an, und jetzt wurde mein kleiner Bruder ergriffen. Mit ohnmächtiger Wut musste ich zusehen, wie meinem doch so kleinen Bruder ebenfalls die Hose heruntergezogen wurde. Dieser ahnte, was ihm blühte, und er schrie aus Leibeskräften. Ich konnte ihm nicht helfen. Zu gross war die Übermacht, zumal jetzt auch noch die weisse Frau hinzukam. Es ist besonders gemein, wenn sich so viele Grosse über den Kleinsten her-machen. Ich wurde zurückgehalten, und ich schwor mir, wenn ich gross bin, werde ich jedes Unrecht rächen.

An die Rolle meiner Mutter in dieser Szene erinnere ich mich nicht mehr. Ich weiss nur noch, dass es hiess, wir müssten noch zwei-mal kommen. Ich habe gebrüllt: «Wir kommen nie wieder!»

Schnell waren wir im Treppenhaus und durch den Vorgarten ge-gangen. Mir blieb nur noch das heimliche Gebet zum Himmel um Rache.

Was nun kommt, mag ein schlechtes Licht auf meinen vierjährigen Charakter werfen. Wenige Tage nach unserem Besuch hatte die Royal Air Force das Haus dieses bösen Onkels bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Lustvoll schaute ich auf die noch rauchende Ruine.

Die Brezel

In den Kindergarten bin ich nicht gerne gegangen. Vielleicht war ich noch zu jung. Als Kleinster fühlte ich mich unterlegen und eingeschränkt. Es waren schrecklich viele Kinder dort. Über allen dominierte eine Nonne. Eine Vincentinerin mit einer riesenhaften Haube, wie man sie heute nicht mehr zu sehen bekommt. Ihr zur Seite standen zwei oder drei Tanten. Das ist nicht ironisch gemeint. Wir hatten diese Fräuleins so zu nennen. Der Nonne untergeordnet waren diese haubenlosen Wesen, denen wiederum ich unterstand. Genauer betrachtet, gab es noch eine Zwischenschicht zwischen den Tanten und mir. Das waren die grossen Mädchen. Die hatten mehr zu sagen und versuchten, über uns Kleine zu herrschen. Das passte mir überhaupt nicht.

Mutter hängt mir morgens die Kindergartentasche um. In der befand sich ein Butterbrot, in Butterbrotpapier eingewickelt. Das Papier sollte ich wieder mitbringen, man konnte es mehrmals verwenden. Manchmal befand sich in meinem Täschchen auch noch ein Apfel.

Mit gestrickter Mütze auf dem Kopf hatte ich hinter der Fensterscheibe des Wohnzimmers zu warten, bis eine der Tanten die Strasse entlangkam. Sie hatte schon etliche Kinder bei sich, und ich musste mich der Schar anschliessen. Mutter winkte mir regelmässig vom Fenster aus hinterher. Mein kleiner Bruder durfte zu Hause bleiben.

Wir durchzogen noch etliche Strassen. Überall wurden Kinder aufgesammelt, bis wir in stattlicher Zahl den Kindergarten erreicht hatten. Der war versteckt hinter unserer gewaltigen, neuromanischen

Kirche, St. Bonifatius. Er hatte einen Namen, der mir noch nie begegnet war: St. Lioba. Erst im Kommunionunterricht erfuhr ich, wer diese Heilige war. Ganz einfach, die Weggefährtin des Heiligen Bonifaz.

Was ich im Kindergarten bewunderte, war ein grosses Mädchen, das um eine flache Korkplatte würfelförmige, farbige Holzperlen reihen konnte. Ein anderes Mädchen machte aus Keramikperlen einen Untersetzer. In dieser farblosen Zeit des beginnenden Krieges faszinierten mich diese Farben. Solche Arbeiten kamen für mich leider nicht in Frage. Ich war eben noch viel zu klein und folglich zu dumm. Wahrscheinlich durften auch nur Mädchen solche schönen Arbeiten machen.

Oft drängte ich meine Mutter, zu Hause bleiben zu dürfen. Sie aber war leider konsequent. Zu Hilfe kam mir dann der Krieg. Die Stadt wurde in zunehmendem Masse bombardiert, zuweilen auch am Tag. Das ängstigt jede Mutter. Bevor aber der erlösende Entschluss meiner Mutter kam, dass ich zu Hause bei meinem kleinen Bruder bleiben durfte, ereignete sich etwas Seltsames.

Wir waren noch nicht richtig am Morgen in St. Lioba angekommen, wurden wir schon wieder in unsere Jacken gesteckt und hatten unsere Mützen aufzuziehen. Die Butterbrote blieben im Kindergarten, und alle Kinder zogen zum Weinbrennerplatz. Dort hatten sich noch viele andere Menschen versammelt. Sie waren höchst unruhig. Kein Auto auf der Strasse. Plötzlich löste sich die Unruhe in unverständliches Getobe der Erwachsenen. Nie gesehene Wagen und ein prächtiges Cabriolet kamen aus Richtung Westbahnhof die Kriegsstrasse entlang. Die Leute riefen: «Er kommt» und brüllten: «Heil Hitler.» Viele rissen den rechten Arm hoch oder winkten den Wagen zu. Mir blieb das Gehampel der Erwachsenen weiterhin schleierhaft. Ich fand uns Kinder viel vernünftiger.

Bald bemerkte ich, dass ein Kind aus unserem Kindergarten – natürlich wieder ein Mädchen und wieder ein grosses – von der Nonne einen Blumenstrauss erhalten hatte, mit dem es auf den offenen Wagen zuging, in dem der Uniformierte sass. Der liess anhalten, nahm den Strauss entgegen – und schenkte dem Mädchen eine Brezel.

Mir blieb unklar, was so ein Führer sei. Verschmerzen konnte ich, dass das Kind ihm einen Blumenstrauss hatte bringen dürfen. Was mich allerdings begehrllich machte, war die Brezel. Die hatte nicht der kleine Dietmar, die hatte – wie konnte ich es auch anders erwarten – ein grosses Mädchen.

Tag der Wehrmacht

Es war Sommer. Und die Sommer waren immer schön, auch in einer Stadt voller Ruinen. Noch war längst nicht alles zusammengebombt. Unsere Strasse war unzerstört. Nur den Nuber hatte es getroffen, das Haus unseres Frisörs. Auch die Uhlandstrasse stand noch unversehrt, ansehnliche Strassenzüge aus wohlhabenden Zeiten, in denen die Hausbesitzer darin wetteiferten, sich einen schönen Stil an die Fassaden kleben zu lassen. Da gab es moderne, die hatten einen Touch von Jugendstil, zum Beispiel das, in dem Edwin und ich aufwuchsen, eben die Bunsenstrasse Nummer 3. Andere Eigentümer dachten historischer. Sie bauten in Gotik oder Romanik. Wieder andere schätzten das Deutsche. Die hatten schwere Bogen errichten lassen mit viel Sandsteinverkleidung und in Giebelnähe Fachwerk. Diese Häuser sahen aus wie veritable Burgen, so etwa das Gebäude der Drogerie Schradi. Auf jeden Fall, es gab viel zu sehen, auch wenn die Fassaden nach fünfzig Jahren durch Krieg und Armut eingegraut waren. Besonders eindrucksvoll waren diese Strassen, wenn riesige Fahnen, blutrot und mit einem arischen Zeichen in Schwarz auf weissem Grund aus den oberen Fenstern hingen und im sanften Aprilwind vom gemeinsamen Glauben an den Sieg kündeten.

Ein solcher Tag war heute. Mutti hatte uns sonntäglich herausgeputzt, und es galt, einen weiten Marsch durch die Weststadt zu absolvieren. Das Geld für die Strassenbahn wurde gespart. Möglicherweise hatten wir die Aussicht, den Heimweg mit der Elektrischen zu machen. Ja, wo ging es denn eigentlich hin? Zum Tag der Wehrmacht. Was mag es dort zu sehen geben? Die Wehrmacht. Und es war weit bis zur Wehrmacht. Nachdem wir die düsteren, hohen Häu-

serschluchten der Uhlandstrasse verlassen, die Kaiserallee überquert hatten, kamen wir in eine vornehme Villengegend, in der fast nichts zerstört war.

Endlich war es so weit. Mächtige Sandsteinkasernen säumten die Moltkestrasse – der richtige Name für eine Kasernenstrasse. Und jetzt hätte ich es fast vergessen: eine der Villenstrassen war nach unserem Gauleiter von Baden benannt. So viel Ehre konnte man in jenen Zeiten schon zu Lebzeiten geniessen, wenn man an der richtigen Stelle sass. Robert Wagner hiess dieser Goldfasan inzwischen, getauft hingegen war er auf den Namen Robert Backfisch.

Wir waren inzwischen bei den roten Sandsteinen angelangt, oder besser bei den Kasernen, die man schon zu Kaiser Wilhelms Zeiten errichtet hatte.

Eine richtige Kaserne hat erst mal einen hohen Zaun. Und der steht noch heute in der Moltkestrasse. Aus durchsichtigen Gründen braucht eine Kaserne solch hohe Zäune.

Nun gut, eine Kaserne hat und hatte ein grosses Tor mit einer Schildwache davor, und das Lied von der Lili Marlen, das war mir auch schon hinlänglich bekannt. Die Schildwache grüsste stramm, es gab auch viel Musik aus grossen Lautsprechern. Mutti hatte uns an die Hand genommen und zog uns rasch an allerhand Feldgrauen vorbei. Mutter war noch eine junge Frau und ohne Mann.

Die Musik machte mir Angst. Sie war mir fremd. Es waren swingende Saxophone zu hören, deren Melodie ich heute noch nachsummen kann. Sie sollte wohl lustig klingen, ich empfand sie beängstigend, obwohl ihr das beängstigende Heldische fehlte, das aber nicht lange auf sich warten liess. Schon war er da, der zackige Militärmarsch, und kaum verklungen, brüllte ein Spiess aus Leibeskräften Unverständliches, worauf in Sekundenschnelle acht Mann akkurat in einem offenen Wagen stramm Platz nahmen, die zuvor noch neben ihm gestanden hatten. Das hatte wohl nicht nur mich beeindruckt, sondern noch mehr die anderen Zuschauer, die offensichtlich nach Zugabe lechzten, was der Brüller wohl bemerkte, und schon durften

die flotten Soldaten wieder genau so fix vom Wagen absitzen, wie sie hinauf gekommen waren. Stocksteif standen sie nun wieder neben ihrem Wagen. Schon brüllte es wieder, und die Grauen sassen wiederum auf dem Wagen, die Gewehre zwischen den Beinen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie oft sich diese Szene wiederholte. Was für einen Sinn die Übung hatte, konnte ich nicht erkennen, beeindruckt hat sie mich doch. Es war mir unverständlich, wie Menschen so schnell, so akkurat einen Wagen besteigen konnten. Maschinen hätten es nicht besser gekonnt. Gestört hat mich nur das unverständliche Gebrüll des Obersoldaten.

Wer darauf hoffte, es käme noch besser, noch lauter, noch maschinenhafter, der hatte sich getäuscht. Ich erinnere mich an kaum einen Panzer, eine Flak oder eine Pak. Wahrscheinlich war kein Kriegsgerät mehr in Karlsruhe.

Wie gesagt, es war ein schöner Sommertag, wie es den in Karlsruhe häufiger geben mag als in anderen deutschen Städten, eben wärmer und sonniger. In einem der Kasernenhöfe bildete sich ein grosser Kreis von Zuschauern auf Empfehlung des Lautsprechers, aus dem zuvor diese unheimliche Musik erschallt war. Plötzlich, weiss Gott woher, kamen zwei Radfahrer, diesmal nicht in Grau. Nein, ganz bunt angezogen mit hässlichen, furchterregenden Gesichtern, jedes mit unwahrscheinlich dickem rotem Mund, weiss umrandet, von einer Knollennase überragt, über der riesige Augen leuchteten und ein runzlicher Glatzkopf thronte. Solche Menschen hatte ich noch nie gesehen. Und wie sie angezogen waren: bunter Ringelpullover und grelle Hosen. Wer kleidet sich schon so? Eines musste man ihnen allerdings lassen: Sie konnten unwahrscheinlich schnell und geschickt Rad fahren. Kreischend jagten sie hintereinander her. Sie schrien, beschimpften sich, lachten wieder. Je wilder sie es trieben, um so mehr freute sich das Publikum. Mir war das alles fremd. Ich hatte eher Angst. Die Zuschauer fanden die bunten Kerle lustig und grölten. Ich wollte kein dummes Kind sein, das die Scherze der Grossen nicht versteht. Ich versuchte auch zu lachen. Ob meine Mutter gelacht hat? Ich glaube nicht. Sie lachte schon lange nicht mehr. Sie hatte eisern ihre Pflicht getan, indem sie meinem Bruder und mir das

geboten hatte, was eine Stadt im Kriege zu bieten hat, eben so einen Tag der Wehrmacht, ein Vergnügen, das nichts kostete. Wehrmacht? Hatte diese Wehrmacht ihr nicht schon zu viel geboten? Ihr den Mann aus dem jungen Haus genommen und in ein unwirtliches Land geschickt? Dort sollte er uns vor einem gewissen Iwan schützen, wer der auch immer sein mag. Nein, der Vater kam ebenso seiner Pflicht nach, wie sie es jetzt tat. Wir hatten uns daran gewöhnt, in einem Land zu leben ohne Väter. Die hatte der Krieg in Viehwaggons an die Front gefahren. Wo die auch immer sein mag. Auf jeden Fall, die Väter waren weg. Ein paar Alte waren noch da und ein paar Braune, die waren unabkömmlich. Und eben noch diese beiden Clowns, welche unentwegt schrien und Dinge machten, deren Sinn ich nicht verstand. Ein Clown verlor bei der unentwegten Raserei das Vorderrad seines Gefährtes. Alle schrien auf. Den Clown schien das wenig zu stören. Er fuhr mit einem Rad weiter. Alle lachten. Mich dauerte er. Mein Bruder reagierte auch nicht. Zu lachen hatten anscheinend nur die Grossen – ausser unserer Mutter.

An den Fahrrädern der Clowns ging noch vieles kaputt. Ich bedauerte die zwei immer mehr. Die Grossen lachten weiter. Warum eigentlich? Weil die Clowns Pech hatten? Weil denen alles kaputtging? Wo doch sowieso so viel kaputtging. Wie viele Häuser waren schon in Schutt und Asche gegangen! Dabei haben die Grossen nicht gelacht. Geheult und geschrien haben sie. Ich habe nicht geweint. Ich habe zugesehen, als die Hausbewohner in der Eisenlohrstrasse vor einem rauchenden Trümmerhaufen standen, am helllichten Tag, und heulten. Ich habe nur geguckt und mich gewundert, wie das Dach des Hauses fast unbeschädigt auf einem Schuttberg lag, dem Rest von drei Stockwerken, und es hatte nach verbrannten Lumpen und Leuchtgas gerochen.

Irgendwann gab es dann über die Clowns nichts mehr zu lachen. Die Leute klatschten und verliefen sich.

Da gab es noch eine Gulaschkanone, aus der Erbsensuppe geschöpft wurde. So schmeckt der Krieg.

Dann knallte es noch. Zum Militär gehört das Schiessen. Da war ein Stand aufgebaut, von einer Absperrung aus Holzbalken umgeben.

Schiessen ist gefährlich! An einem Kopfe des Schiessstandes standen zwei Soldaten mit einem Gewehr und allerhand Volk um sie herum. Jeder, der wollte, durfte schießen. Die Soldaten öffneten das Schloss am Gewehr, gaben eine Kugel hinein und der Schütze lehnte sich auf einen Balken, zielte, und schon krachte es. Das Ziel war vorgegeben. Am anderen Ende des Schiessstandes war ein fetter Blechmann aufgebaut, auf den galt es zu schießen. Rums, da fiel schon wieder ein Schuss. Edwin und ich schreckten nur ein wenig zusammen. Von den vielen Luftangriffen, die wir überlebt hatten, waren wir gestählt. Der fette Mann, auf den es zu schießen galt, sah gemein aus. Er rauchte eine dicke Zigarre, sein Bauch quoll aus Hose und Weste. Wer mochte wohl dieser Blechmensch sein, der schon einige Einschusslöcher hatte?

Das ist der Churchill, wurde uns erklärt. Das sei der böse Mann, der Deutschland den Krieg erklärt habe und jetzt die vielen Bomben auf unsere Stadt abwerfen liesse. Wer wollte hier zurückstehen und ihm nicht eine aufs Fell brennen?

Da waren etliche, die es versuchten. Es krachte ganz schön. Neue Löcher hat der Kerl aber keine bekommen. Das bemerkte ich schon. Mutter erklärte, dass hier nur mit Platzpatronen auf Churchill geschossen werde. Alles andere sei zu gefährlich. Mit richtigen Patronen schieße man an der Front. Offensichtlich war der Churchill dort nicht, schloss ich in meinem kindlichen Gemüt. Sonst hätte man ihn doch schon längst erschossen, und er könnte keine Bomben mehr auf uns werfen, und die Leute in der Eisenlohrstrasse und der Nuber hätten ihren Frieden gehabt.

Ich habe eine natürliche Begabung, mich vorzudrängen, was mir beim Schlangestehen vor den Geschäften zugute kam. So stand ich bald neben dem Soldaten, der die Schiessinstruktionen erteilte und einem die Flinte in die Hand drückte. Es galt, den Kolben gegen die Schulter zu drücken, den Kopf etwas über den Kolben zu beugen und sich mit den Ellbogen abzustützen. Für mich war der Schiessprügel zu gross, zu schwer. Ausserdem, beim Abfeuern gab es einen ganz schönen Schlag gegen die Schulter. Das hatte ich beobachtet. Ich hät-

te es doch besser nicht versuchen sollen. Mich jetzt aber zu drücken, wäre ein schlechtes Beispiel für meinen kleinen Bruder gewesen. Schliesslich war kein Vater mehr da, weshalb ich der Tapfere sein musste. Auch Mutter wünschte und brauchte einen braven Jungen. Feig durfte ich nicht sein! Und schon gar nicht heute, wo es galt, dem Churchill zu zeigen, wer wir waren.

Der Soldat ahnte meine Ängste. Dennoch hatte er schnell für mich die Knarre geladen und mir diese in die Hand gedrückt. Geladen schien sie mir noch schwerer. Hätte ich nicht den Lauf auf den Balken gelegt, ich wäre samt der Flinte umgefallen. «So triffst Du den Churchill nicht», meinte der Soldat und half mir, das Gewehr auszurichten. So wurde ich ein richtiger, kleiner Soldat. Jetzt galt es, den Hahn abzuziehen. Der Soldat lehnte sich über mich und unterwies mich auch hierzu. Gleich würde es fürchterlich krachen und ich bekäme einen heftigen Schlag gegen meine rechte Schulter. Ich zauderte. In solchen Momenten beginnen die Gedanken zu rasen. Immerhin sollte ich auf einen Menschen schiessen, auch wenn der nur aus Blech war und der böse Churchill ohnehin.

Ich habe nicht geschossen. Ich war ein Feigling, und wir haben den Krieg verloren.

Bombennächte

Ein Unrecht rechtfertigt nicht das andere. Ich werde meine Geschichten schreiben, wie ich sie als Kind erlebt habe und werde erzählen, wie nach meinem jungen Leben getrachtet und unsere Stadt zerstört wurde. Unvereinbare Gefühle von Geborgenheit, verströmt von der Hausgemeinschaft im Luftschutzkeller, und Todesangst leben in meiner Erinnerung fort. Nicht zuletzt aber auch eine heftige Neugierde, mit der ich verfolgte, wie sich die Hausbewohner auf die Bombardierungen vorbereiteten.

Zunächst gab es da wirklich viel Interessantes: Da war eine zähe, dunkelblaue Farbe, mit der Glühlampen angemalt wurden. Die sahen hinterher fast wie Ostereier aus und wurden im Treppenhaus und im Klo eingeschraubt. Man musste des Nachts schon einige Zeit im Treppenhaus stehen, um sich an diese Minimalbeleuchtung zu gewöhnen. Zusätzlich bekam das Treppenhaus noch Rollos aus schwarzem Papier. Die vier Frauen, die in unserem grossen Stadthaus wohnten, waren mit allerhand ungewohnter Handwerksarbeit gemeinschaftlich beschäftigt.

Neben diesen Frauen lebten noch ungewöhnlich viele Männer in den vier Stockwerken der Bunsenstrasse 3. Da gab es im zweiten Stock – die Karlsruher kennen kein Erdgeschoss, das ist dort schon der erste Stock – den Herrn Schröder, der hatte einen Buckel und kam für solche Arbeiten nicht in Frage. Darüber lebte der Gymnasialprofessor Bresch, der schon seines Berufes wegen keinen Nagel in die Wand schlagen konnte. Der Einzige, der dies hätte tun können, war Herr Metz aus dem vierten Stock. Den hat man aber selten gesehen. Der war für Starkstrom zuständig und wurde oft nach Luftangriffen dienstverpflichtet.

Es blieb wieder alles an den Frauen hängen. Die stellten halbsbrecherisch Tische und Stühle übereinander, um an die hohen Fensterstürze dieses Bürgerhauses aus der Jahrhundertwende zu kommen. So bekamen nach und nach alle Fenster ihre schwarzen Rollos. An Schnüren, die durch Ringe geführt wurden, konnte man diese Papierbahnen auf- und abziehen. Das machte Spass!

Zwischen die Alleebäume in der Kriegsstrasse wurden Sandhaufen gekippt. Wir erhielten grosse Papiertüten. Zusammen mit unserer Kohlschaufel, die sonst im Brikettkasten lag, zogen wir zu diesen Haufen und füllten die Tüten mit Sand. Sie waren so schwer, dass wir Kinder sie nicht heben konnten. Zunächst standen diese gefüllten Tüten im Hausflur, wo sie eigentlich nicht hingehörten. Sie sollten in erster Linie auf den Speicher gebracht werden, um einschlagende Brandbomben mit diesem Sand löschen zu können. Zuvor waren alle hölzernen Trennwände auf dem Speicher entfernt worden. Nichts durfte hier mehr gelagert werden. In die Mansarden, in denen in besseren Zeiten die Dienstmädchen hausten, wurde all das Gerümpel gebracht. Etwas Sand von dieser Aktion blieb dann dennoch übrig: für unseren Sandkasten. Mutter reagierte mit einem kleinen schlechten Gewissen.

Irgendwo gab es für mich einen geheimnisvollen Menschen im Hintergrund, der uns Farbe, Papierrollos und Tüten schenkte, aber auch die Frauen auf Trab hielt. Vielleicht hiess er Milch und war von Beruf Generalluftzeugmeister, was immer auch das sein möge. Diese meine Weisheit hatte ich von einem Plakat, das noch lange nach dem Krieg an der mit grossen Hebeln bewehrten Tür zu unserem Luftschutzraum hing. Mit Mühe hatte ich Teile dieses Anschlages im Keller entziffert, der eben von diesem Herrn Milch unterschrieben war. Es unterrichtete uns, was man bei Luftschutzalarm alles berücksichtigen müsse und dass man den Anweisungen des Blockwarts unbedingt Folge zu leisten habe. Wer dieser Blockwart war, habe ich nie herausbekommen. Es musste aber ein bedeutender Mann sein.

Auch die Tür, an der dieses Plakat hing, war uns auf geheimnisvolle Weise wohl wieder von diesem fixen Herrn Milch geschenkt worden. Familie Metz, die im vierten Stock wohnte, hatte einen gros-

sen Teil ihres Kellers hergeben müssen, der nun zum Luftschutzkeller ausgebaut wurde. Die Decke wurde mit grossen Balken gespriest. Auf meine neugierige Frage hin, weshalb hier Holzsäulen aufgestellt werden, wurde mir erklärt, dass diese die Decke zu halten hätten, wenn Sprengbomben auf das Haus fielen und dieses einstürzte. Wie hoch der Trümmerhaufen eines vierstöckigen Hauses ist, das sollte ich bald erfahren. Das einzige Fenster des Raumes erhielt eine Eisenklappe. Sie war gross genug, um notfalls bäuchlings ins Freie kriechen zu können. Dass vor und über dem Fenster schon in wenigen Tagen meterdicker Schutt liegen könnte, daran durfte man nicht denken. Die Eingangstür zum Luftschutzkeller war durch eine primitive Gasschleuse aus Holz ersetzt worden. Zu mehr hatte es nicht gereicht.

Der Luftschutzraum sollte wohnlich eingerichtet werden, meinte Herr Milch auf seinem Plakat. Es wurden Doppelstockbetten aus leichtem, rohem Holz durch Pferdewagen angeliefert. Lastwagen sah man in Karlsruhe fast keine mehr. Pferde fressen kein Benzin. Diese Betten imponierten mir in mancher Hinsicht. Zunächst wie sie aufgebaut wurden. Das war einfach toll. Ohne Nägel waren sie mit dicken Holzstiften zusammengesteckt. Das ging schneller und eindrucksvoller, als ich hätte Ähnliches mit meinem Märklin Metallbaukasten zusammenschrauben können. Hinzu kam noch, dass ich noch nie Betten gesehen hatte, in denen man übereinander hat schlafen können. Ich fand das richtig gemütlich und kuschelig. Auf den Boden des Kellers wurden Holzröste gelegt. In der Ecke hatten Eimer mit frischem Wasser zu stehen und für jeden ein Tuch.

Ich freute mich auf den Luftschutzkeller. Da konnte die ganze Hausgemeinschaft beieinander sitzen und gemütlich plaudern. Abends, wenn es zu Bett ging, bekamen wir jetzt über die Schlafanzüge Trainingsanzüge gezogen. Man brauchte sich im Bett nicht mehr zudecken. Das war praktisch. Ein Koffer mit dem Wichtigsten stand im Gang bereit. Und da ich ohnehin sehr ungern ins Bett ging, wartete ich nur darauf, dass bald Voralarm käme, alle aufstehen müssten und in den Keller gehen könnten. Wenn ich ehrlich sein will,

ich habe mich auf das Heulen der Sirenen gefreut. Dann musste ich nicht mehr im langweiligen Bett liegen. Jetzt war was los: Ein gelender Schrei durchs Treppenhaus: Alarm! Der konnte nur von Frau Schröder stammen. Wäre mit dem Schrei noch so etwas wie «Himmel hilf» zu hören gewesen, hätte er aus dem dritten Stock von Frau Bresch gestammt.

Im Unterschied zu mir schlief mein Bruder fest. Der musste erst geweckt werden. Das war zuweilen schwierig. Ich trollte mich ins Treppenhaus, das auf die schon bekannte Weise beleuchtet war. Alles andere hatte weitgehend im Dunkeln stattzufinden. Darauf achtete ein geheimnisvoller Mann, der durch die Strassen eilte und, wie ich meinte, ein sehr unanständiges Wort zur Nachbarin hinaufbrüllte, weil diese die Toilette noch vor dem Angriff benutzte und nicht genügend verdunkelt hatte.

Streicht dieser geheimnisvolle Herr Milch bei Fliegeralarm durch die Bunsenstrasse und brüllt unanständige Worte in die Treppenhäuser? Der fixe Herr mit dem unvergesslichen Namen scheint überall zu sein. Er mag sich um uns sorgen, aber bitte ohne Schweinekram zu rufen, der gehört nicht in unsere Strasse!

Eine letzte Kontrolle: alle Lichter im Haus aus. Das Gas im Keller abgestellt. Alle Hausinsassen anwesend. Die Luftschutztür konnte geschlossen werden. Mein schlaftrunkener Bruder sank in die untere Etage des Stockbettes. Die Erwachsenen hockten meist im Kreise herum, und mich in der oberen Etage des Bettes konnte man schlecht zwingen, die Augen zu schliessen. Merkwürdigerweise gab es im Luftschutzkeller viel zu lachen. Auch wenn ich dieses Lachen heute anders deute, damals fand ich es lustig im Keller. Geärgert hat mich eigentlich nur, dass ich die Witze des Professor Bresch nicht verstand. Immer wieder haben die Frauen aufgelacht, und ich wusste nicht, warum und schon gar nicht, weshalb gerade an dieser Stelle zu lachen war. Manchmal habe ich mitgelacht, um erwachsen zu erscheinen.

Der Leser wird fragen: «Passierte sonst gar nichts, ausser dass der Professor die Damen unterhielt?» Zunächst geschah meist wirklich nichts. Die feindlichen Verbände hatten sich eine andere Stadt vorgenommen, und für Karlsruhe wurde Entwarnung gegeben.

Mein fixer Herr Milch wirkte im Hintergrund weiter. In der Bunsenstrasse stehen meistens zwei Häuser aneinandergebaut. Dann kommen jeweils die freien Seiten mit den Hauseingängen und dem Zugang zum Garten. So hatten auch wir ein Nachbarhaus, an das sich das unsere lehnte. Die beiden Häuser standen auf Grundmauern, die einen Meter dick waren. Durch diese Grundmauern wurde ein niedriger Fluchtgang geschlagen, für den Fall, dass wir verschüttet werden sollten. Dieser Gang war auf beiden Seiten mit hochkant gestellten Ziegeln zugemauert worden. Pickel hatte man für den Notfall daneben zu stellen.

Herr Milch erkannte sehr wohl die bösen Absichten des Feindes. Die Kellerluken der Nachbarhäuser, die nicht wie bei uns unter einem grossen Balkon verborgen waren, erhielten schwere Betonhäuschen angebaut oder zumindest Betonklötze vorgesetzt. Bei uns hingegen wurde der ganze Balkon abgespriesst und Sand gegen flüssigen Phosphor vorgeschüttet. Dass diese Schutzmassnahmen oft nichts taugten, ahnte ich. Wen der Phosphor nicht verbrannte, dem nahm er die Atemluft. Auch noch nach dem Krieg wurden die schlimmsten Geschichten erzählt, auf welcher verschiedenen Weise die Menschen im Keller elend oft nach stundenlangem Todeskampf ihr Ende fanden. Eine besondere Furcht hatten wir Kinder vor diesem Phosphor entwickelt. Es hiess, dass speziell die Engländer Phosphorkanister abwerfen würden. Dieser Phosphor entzündete sich von alleine. Von ihm erst einmal bespritzt, nutze es nichts, brennend ins Wasser zu springen und unterzutauchen. Beim Auftauchen entzündete er sich wieder. In unserer Vorstellung war dies die grausamste Weise, uns zu töten.

Herr Milch hatte da wohl noch differenziertere Vorstellungen, in welcher Weise man nach unserem Leben trachten könnte. So wurden auch von uns Kindern Aktivitäten zum Schutz unseres Lebens erwartet. Die harmloseste Übung war, die im Keller bereitgelegten Tücher anzuweichen und umzubinden. Das sollte nach Sprengstoffangriffen die Lungen vor Staub schützen. In schlimmer Erinnerung hingegen habe ich einen Aufruf, sich Gasmasken anpassen zu lassen. Mutter, mein Bruder und ich hatten uns, ich meine, an der Kaiser-

allee, in einem ehemaligen Gasthaus einzufinden. Dort wurden Gasmasken entsprechend der Kopfgrösse ausgegeben. Gemeinsam mit meiner Mutter sollten wir deren Gebrauch zu Hause üben.

Ich glaube, Mutter hatte auch Angst vor dieser Übung, was sich auf uns übertrug. Man stelle sich die dicken, sehr stramm anliegenden Gummihäute vor, die unseren Kinderköpfen angepasst über den ganzen Schädel und bis weit unters Kinn gezogen wurden. Das pfezte und drückte ganz ordentlich und zu allem Überfluss wurden diese hässlichen, grünen Häute noch über dem Hinterkopf festgeschnallt. Durch die kreisrunden Fensterchen konnte ich meinen Bruder erkennen und mir vorstellen, wie hässlich und gespenstig auch ich aussehen musste. Es drückte am ganzen Schädel. Das Schlimmste kam aber noch. Auf das runde Loch vor meinem Mund schraubte Mutter jetzt das grosse Filter, über das ich mit meinen Bullaugen gerade noch wegsehen konnte. Jetzt meinte ich, in meiner Gummimaske ersticken zu müssen. Verzweiflung kam auf. Durch meinen Ohrschutz hörte ich Mutter brüllen. Fest ziehen! Ich zog Luft ein, so gut ich konnte. Nur schwer drang sie durch das Filter. Ich rang nach Luft. Hastig stiess ich sie wieder aus. Die Luft entwich durch ein Ventil über meiner Nase. Das war eine Art gequetschter Gummischlauch, der einige Zentimeter lang war und nur unter Innendruck wabbernd die Atemluft ins Freie entliess. Beim Einatmen schloss sich diese Gumminase wieder, und das Filter war an der Reihe. Ich zog aus Leibeskräften die Atemluft abermals ein, was nur sehr mühsam gelang. Schlimm war es, meinen kleinen Bruder sehen zu müssen, der genau so angstvoll nach Luft rang. Meine Mutter stand daneben – ich erinnere mich noch gut – es war am Küchentisch – und hatte auch diese grässliche Gasmaske übergezogen. Wir sahen aus wie ekelhafte Tiere, die nach Luft schnappten. Meine Mutter brach die Übung bald ab, und wir mussten sie nicht wiederholen.

Ersparen wir uns auszumalen, es wäre Gas abgeworfen worden. Geworfen wurden wir in den Feuerofen. Vollarmer Alarm. Es war so weit. Die Witze von Herrn Bresch verstummten. Zunächst Totenstille. Dann das fürchterliche, dumpfe Brummen der Flugzeuge. So dicht

war die Luftschutztür des Herrn Milch nun auch wieder nicht! Wir hörten das Krachen der Granaten der naheliegenden Flak und dann das fürchterliche Heulen der Bomben, die Detonation und spürten den Luftdruck. Ich lebe noch. Andere mögen zerfetzt sein und tot. Ich nicht! Die Lampe schwankte an der Decke. Wir mussten uns alle flach auf den Boden legen, und die Bomben heulten wieder. Serien von Explosionen, das Licht erlosch, und Frau Bresch begann, laut ein Vaterunser zu beten. Der Boden vibrierte bei jedem Einschlag heftig. Pause ... und vergib uns unsere Sünden ... Niemand betete laut mit.

Ich wollte es nicht wahrhaben, dass es so ernst ist. Frau Bresch übertreibt! Wieder das Heulen. Wieder schwankender Boden. Alle schwiegen. Nur Frau Bresch betete laut. Und dann kam nichts, nur Dunkelheit. Ob die zum Schluss Gas werfen, um wirklich alle umzubringen, die nicht verbrannt oder zerrissen worden waren? Muss ich in der Dunkelheit meine grässliche Gasmaske aufziehen? Das Licht begann wieder zu flackern. Mutter weinte nicht, ich auch nicht. Mein Bruder schlief. Vielleicht war es so besser. Meine verdammte Neugier.

Nach einer unendlichen Stille wieder eine Detonation, ohne jedes Vorzeichen. Ein Blindgänger, dem es erst jetzt einfiel zu explodieren? Dann heulten wieder Bomben. Alle stürzten wieder zu Boden. Frau Bresch begann ein Gegrüsstest-seiest-Du-Maria.

Irgendwann war Entwarnung geblasen worden. Ich war sehr müde. Wir gingen in die Wohnung zurück. Wir schliefen in jenen Tagen alle im grossen Elternschlafzimmer. Ich in Vaters Bett, mein Bruder im Kinderbettchen. In das konnte er jetzt nicht gelegt werden. Aus dem Kamin war eine Rohrabdeckung durch den Luftdruck ausgeschleudert worden, zusammen mit einer Fontäne von Russ, die sich über Edwins Bett ergossen hatte.

Es war im frühen Herbst des vierten Kriegsjahres gewesen, als dieser schwere Angriff der Royal Air Force besonders heftig die Weststadt getroffen hatte. In der Körnerstrasse sei eine Luftmine detoniert, die so schwer wie ein ganzer Lastwagen gewesen sein soll. Die Engländer hätten eine neue Methode entwickelt: Den Bomberverbänden würden sie spezielle Suchflugzeuge vorschicken, die

strahlendhelle Leuchtmarkierungen absetzten, wonach sich die Bombenschützen richten könnten. Die Erwachsenen schämten sich nicht, sie als Christbäume zu bezeichnen.

Zum Nikolaustag waren für Karlsruhe wieder Christbäume gesetzt worden. Unser Herr Milch hatte aber vorgesorgt. Neue Flaks seien aufgestellt worden, die so viele Engländer abgeschossen hätten, dass der Rest schnell das Weite gesucht habe.

Manchmal haben wir auch unsere drei Flakgeschütze am Tag nach solch einem Bombenangriff aufgesucht. Diese standen unweit vom Ende der Bunsenstrasse in den Schrebergärten. Wir haben nachgeschaut, wie viele Flugzeuge sie in der vergangenen Nacht abgeschossen hatten. Das konnte man ganz einfach erkennen. Für jeden Abschuss malten die Soldaten einen weissen Ring um das Flakrohr, und wir zählten ... heute Nacht wieder drei Abschüsse. Herr Milch wird uns noch mehr Flaks geben müssen.

Weihnachten 1942 verlief ruhig. Vater war nicht nach Hause gekommen, hatte aber ein wunderschönes Geschenk, das unter unserem Christbaum seine Runden drehte: Eine Uhrwerkeisenbahn von Märklin. Eine Lokomotive mit Tender, Personen -, Gepäck- und Niederbordwagen, der einen Panzer geladen hatte, zog ihre Runden auf einer Gleisacht.

Ein fast ruhiges Kriegsjahr folgte, in dem fleissig gewerkelt wurde: weisse Pfeile wiesen auf die Luftschutzräume hin, Wegweiser zu künftigen Verschütteten. Grosse Bassins für Löschwasser wurden gebaut und die Sandsäcke auf den Dachböden vermehrt.

Im sechsten Kriegsjahr folgten viele schwere Angriffe. Die Engländer hatten den Todesfächer entwickelt, den sie mehrfach über Karlsruhe ausbreiteten; den schlimmsten im Herbst, wo sie sinnigerweise den anfliegenden Christbaum exakt über dem Engländerplatz postierten. Der Verband von vielen hundert Bombern hatte diesen fächerförmig zu kreuzen, um nach einer genau berechneten Zeitspanne seine Brandbomben auszuklinken. Trotz vieler hundert Toter hatte Karlsruhe wieder Glück. Den Engländern war es nicht gelungen, einen Feuersturm auszulösen, wie in der Nachbarstadt Pforzheim, wo in weniger als einer halben Stunde 20.000 Menschen verbrannt worden waren.

Ich kann mich nicht an Einzelheiten erinnern. Eine Haltung hatte sich in mir gebildet: Dir kann nichts passieren. Ich habe noch jeden Angriff überlebt. Keine einzige Wunde war mir geschlagen worden. Und immer, wenn wir zuweilen erst am frühen Morgen – vom Keller in die Wohnung gingen, stürzten wir von einem ins andere Zimmer, um nach Schäden durch Luftdruck zu suchen. Nur ein einziges Mal war eine Fensterscheibe geborsten.

Fensterglas gab es keines. Zum Ersatz wurde eine Art Fliegen- draht, in Kunststoff getaucht, angeboten. Mutter nagelte diesen in den Rahmen. Besonders eindrucksvoll fand ich, dass eine gläserne Lampenschale auf das Bett gefallen und ganz geblieben war. Sonst war unsere Wohnung aber unversehrt geblieben.

Vielleicht verdanken wir das auch zu einem wesentlichen Teil Herrn Metz aus dem obersten Geschoss. Er besass nicht die Fähigkeit wie unser Herr Professor, die Damen im Keller kurzweilig zu unterhalten, aber er hatte wohl sehr bald herausgefunden, dass die Alliierten die Wohngebiete nach einem bestimmten System bombardierten. Sie warfen zuerst die Brandbomben. Und wenn die Menschen aus ihren brennenden Häusern stürzten, kam ein zweiter Angriff mit Sprengbomben. Die Piloten brauchten sich nur noch nach den brennenden Häusern zu richten, um ihr Mordwerk zu vollenden. So stürmte Herr Metz nach der ersten Angriffswelle auf den Speicher und warf eigenhändig die brennenden Stabbomben aus dem Fenster auf die Strasse. Ich habe verschiedentlich am darauffolgenden Tag die Brandstellen im Speicherboden bestaunt, die mit Sand abgedeckt waren. Noch ehe die zweite Angriffswelle mit Sprengbomben anrollte, sass Herr Metz wieder im Keller, und unser Haus war gerettet. Ich bekam ungeheure Lust, mit Herrn Metz auch einmal auf den Speicher zu rennen, ohne die geringste Chance hierfür zu bekommen. Kaum war Herr Metz durch die Luftschutztür verschwunden, wurde diese von innen wieder fest verschlossen. Nicht einmal sein Sohn Richard, der viel älter war als ich und so schöne Stukas malen konnte, durfte mit. Er konnte mir aber in vielen Farben die Beobachtungen seines Vaters schildern, wie die feindlichen Flugzeuge erst einmal Fallschirme abwürfen, an denen Leuchtkerzen hingen, die

die ganze Stadt taghell ausleuchteten. Dann würden verschiedenfarbige Markierungen abgeworfen, die den Bombern zeigten, welches Gebiet heute bombardiert werden sollte. Auch er sprach von den merkwürdigen Christbäumen, die doch wahrhaftig keine sein konnten. Altklug erklärte mir Richard: Wer diese Zeichen lesen könne, wisse, welcher Stadtteil heute Nacht verbrannt würde. Mein fixer Herr Milch, der Generalluftzeugmeister, stand jetzt blöd da mit all seinen Verdunklungsaktionen.

In einer einzigen Nacht sind eine halbe Million Brandbomben auf Karlsruhe geworfen worden! Die Innenstadt war bald völlig zerstört. Die Trümmer habe ich gesehen. Gaffend stand ich bei einem riesigen Blindgänger. Sein Stahlmantel war geborsten und gelbes Pulver rann aus ihm heraus. An der Kreuzung Yorkstrasse / Kaiserallee hatte eine Bombe ein solches Loch gerissen, dass man den grossherzoglichen Abwasserkanal sehen konnte, der einem richtigen Eisenbahntunnel Konkurrenz hätte machen können.

Aus Angst vor Tagesangriffen durch die Amerikaner verliessen wir kaum noch die Bunsenstrasse. Am Morgen besuchte ich für zwei Stunden die Gutenbergschule, solange diese noch nicht zerstört war. Sonst wagten wir uns nur noch in die Kriegsstrasse zum Klingele, um Milch zu holen. Brot gab es neben dem Gemüseladen Friedrich und dann noch an der Ecke zur Kriegsstrasse bei Feinkost Siegrist, wobei wir den Zusatz Feinkost getrost vergessen können. Der stammte aus einer anderen Zeit. Auch den Metzger Höpfinger gegenüber Siegrist können wir getrost vergessen. Einkäufe dort waren Seltenheit.

Am schrecklichsten waren für uns Kinder diese Tagesangriffe. Während wir in der Nacht nach der Bombardierung ins Bett gesteckt wurden und nicht mitbekamen, was sich auf den Strassen abspielte, konnte Mutter am Tag mich nicht immer einsperren. Noch heute bricht beim Geruch von Leuchtgas oder brennenden Lumpen in mir diese Erinnerung durch. Das ist so eine Mischung von Davongekommen, Neugierde, Mitgefühl und Wut. Nach einem solchen Angriff erwachten die Menschen aus ihrer depressiven Apathie. Sie stürzten schreiend und heulend in die brennenden oder geborstenen Häuser

und versuchten, ihre Habe zu retten. Ich habe nur Bruchstücke von solchen Bildern noch in Erinnerung. Die Brandstätten waren meist schon gelöscht und schwelten vor sich hin, bis ich auf die Strasse durfte. In mir entstand eine Mischung aus bösen Gefühlen zwischen Sensation und Schmerz, wenn ich etwa die Verzweifelten beobachtete, die unter den Alleebäumen in der Kriegsstrasse zwischen ihren ausbrennenden Häusern, Trümmerbergen und gerettetem Möbel standen.

Es verbleibt noch ein Erinnerungsfetzen aus der Gutenbergschule: Während das Schulhaus der Mädchen schon völlig ausgebrannt war, hatte das Knabenhaus erst wenige Treffer zu verzeichnen. Mitten im Unterricht hatten die Sirenen geheult, und unser Lehrer Huck war mit uns in den Schulkeller geflüchtet. Zu mehreren Hundert sassen wir über Stunden ohne Essen und Trinken. Verzweifelt versuchte Herr Huck uns zu unterhalten. Bald befand ich mich vor den Mitschülern stehend, einen Taktstock in der Hand, «Der Mai ist gekommen» dirigierend. Es war kein Mai, und ausgeschlagen hat auch nichts, bestenfalls eingeschlagen.

Unsere Karlsruher Tageszeitung «Der Führer» füllte sich mit immer mehr Todesanzeigen. Die waren klein gedruckt. Manche hatten ein Eisernes Kreuz. Die erinnerten an gefallene Soldaten. Andere hatten keines. Die berichteten dann meist von Frauen und Kindern, die beim Luftangriff umgekommen waren.

Die Angriffe wurden immer schlimmer. Familie Metz besass einen Schrebergarten, der zu einer bedeutenden Aufbesserung des Speisezettels verhalf. Der jämmerliche Versuch meiner Mutter, in unserem Ziergarten Tomaten zu züchten, war mit wenig Erfolg gekrönt worden, obwohl wir mit Schaufel und Eimer bewaffnet hinter jedem Pferdeapfel her waren, der sich in die Bunsenstrasse verirrt hatte. Um so erfreulicher war es, mit in den Schrebergarten – eine Viertelstunde von der Bunsenstrasse entfernt – gehen zu dürfen, um zu ernten. Einmal hatten wir uns wieder dorthin auf den Weg gemacht und den Garten noch nicht erreicht, als ein Jagdflugzeug aus heiterem Himmel herabstürzte und seine Salven auf die beiden Frauen und uns drei Kinder abschoss. Wir konnten uns in ein nahes Maisfeld stürzen und dort verbergen. Dort verborgen, musste ich an

Mutter denken, wie sie unseren gelähmten Vater aus einem Berliner Lazarett abgeholt hatte. Seine Bahre hatten die Träger in ein Schnellzugabteil gestellt, und Mutter sass neben ihm. Es war Nacht geworden, und Mannheim war schon fast erreicht gewesen, als Tiefflieger den Zug angriffen, ohne sich um das rote Kreuz zu kümmern, das über die Dächer des Lazarettzuges gemalt war. Wer flüchten konnte, der rannte aus dem Zug. Mein Vater lag gelähmt auf seiner Pritsche, meine Mutter blieb bei ihm. Sie dachte, ihr Ende sei gekommen. Es muss genau wie hier im Maisfeld gewesen sein.

Die Kinder erzählten sich Geschichten von vergifteten Gutsein, die der Feind abwerfe, und von Puppen, die explodierten, hebe man sie vom Boden auf. Aber auch in der Erwachsenenwelt gab es erstaunliche Gerüchte. Nicht nur von der hinlänglich bekannten Geheim- und Wunderwaffe, die der eine oder andere schon am Westbahnhof unter Planen versteckt auf Güterwagen entdeckt haben wollte, oder von Messerschmittflugzeugen, die in die feindlichen Bomberverbände hineinflögen und deren Flügel abschnitten, nein, es gab auch spezielle Karlsruher Gerüchte, die ich mit spitzen Ohren verfolgte. So sollten Lampen im nördlichen Hardtwald fächerförmig aufgestellt worden sein, um den Bombern eine nördlichere Lage der Stadt vorzutäuschen. Ich fragte mich, ob denn der Herr Generalflugzeugmeister Milch nicht einmal mit Herrn Metz auf den Speicher gehen sollte, um beim Brandbombenwerfen zuzuschauen. War da nicht zuvor die Stadt taghell mit brennendem Magnesium erleuchtet worden, um den Todesvögeln den Weg zu weisen? Hätte der fixe Herr Milch sich nicht auch mal die übernächste Strasse, die Körnerstrasse, anschauen können? Schnurgerade waren auf beiden Seiten alle Wohnhäuser verbrannt und gesprengt. Diese Bomber waren nicht in den Hardtwald zu locken, selbst wenn dieser Trick zu Beginn des Krieges erfolgreich gewesen sein soll.

Wir haben über tausend Alarme und etwa einhundert Luftangriffe überlebt, die aus der Bunsenstrasse 3. Herr Milch hat auch überlebt. Die Alliierten haben ihn gefangen und zu lebenslanger Haft verurteilt. Auch hier war Herr Milch wieder fix. In sieben Jahren war sein «Lebenslänglich» schon vorbei!

Still schweigt Kummer und Harm

Nach vielen Monaten der Hoffnung und des Leides war unser dreiunddreissigjähriger Vater im Heimatlazarett an den Folgen einer russischen Maschinengewehrgarbe gestorben. Unsere alb sonntäglichen Fahrten mit der Eisenbahn in die Klinik nach Wiesloch bei Heidelberg waren zu Ende. Der Sommer und der Herbst vergingen schweigsam. Der grosse Weltatlas war weggeräumt worden, der bislang aufgeschlagen auf Vaters Schreibtisch lag. Es war die Karte von Russland zu sehen gewesen. Mit bunt' köpfigen Nadeln waren die Aufenthaltsorte unseres Vaters nach jedem Feldpostbrief von Mutter gekennzeichnet worden.

Es war kalt und klamm in unserer Wohnung geworden. Drei Zimmer waren beschlagnahmt, Ausgebombte waren eingewiesen, das Möbel zusammengestellt oder in die Mansarde gebracht worden. Die Einrichtung unseres Esszimmers hatte Mutter schweren Herzens verkauft. Die Hoffnung auf bessere Zeiten waren begraben.

Der Spätherbst ging zu Ende.

Jeden Abend brannte jetzt über dem Wohnzimmer Tisch eine einsame Glühbirne unter einem grossen Schirm schwach vor sich hin. Die Kohlen reichten nur noch, einen einzigen Ofen zu beheizen. Man muss es erlebt haben, diese Mischung von Frieren und glühenden Ohren in der Nähe des Ofens, um nach vollziehen zu können, was ich beschreiben möchte. Noch war es nicht so kalt geworden, dass im Schlafzimmer an den Fenstern die Eisblumen wuchsen. Wenn aber in der Küche der Kohlenherd entzündet worden war, lief das Wasser in dicken Tropfen an den mit Ölfarbe gestrichenen Aussenwänden herab. So kam der letzte Advent im grossen Krieg.

Mutter in Schwarz. Viele junge Frauen in unserer Strasse trugen jetzt Schwarz. Mutter hatte oft eine schreckliche Ahnung vom Tod ihres Mannes gehabt. Als ihm das Eiserne Kreuz verliehen worden war, meinte sie, zu ihrer Schwiegermutter gewandt, wenn daraus nur kein hölzernes wird. Jetzt war ein hölzernes daraus geworden. Was nutzten uns noch alle seine Orden und Ehrenzeichen.

Advent? Die Hoffnung auf das Göttliche und dessen Verwirklichung und Vollendung durch den Menschen, wo doch fast täglich der Feuerregen auf die verbliebenen Kinder und Mütter herabfiel.

Mutter hielt durch mit ihren letzten Kräften. Ein Stück Hoffnung sollte für die Kinder bleiben!

Trotz all des Augenscheinlichen muss es noch mehr Menschen gegeben haben, die in ihrer Tiefe einen Funken dieser Hoffnung hatten bewahren können. Auf dem Markt am Gutenbergplatz gab es noch Adventskränze zu kaufen. Kleine Kränze, die zu Hause geziert wurden mit einem roten Band, aufgebügelt, vom letzten Jahr, vier roten Kerzen und einigen kleinen Fliegenpilzen aus Pappmasché.

Und es wurde das erste Licht am Adventskranz angezündet, der nun in der Mitte des Esstisches lag. Edwin und ich reichten mit den Armen gerade auf den Tisch. Mutter sass auf der anderen Seite. Früher hatte Mutter Zither gespielt. Wir haben sie nie mehr gehört. Stattdessen wurde gesungen. Mutter zunächst mit fester Stimme. Edwin und ich etwas hinterher. Wir kannten den Text nur bruchstückhaft. Adventslieder singt man nicht das ganze Jahr. Die schwermütige Melodie hingegen habe ich nie vergessen. Sie löst heute noch bei mir die Gefühle von damals aus. Der Gesang der Mutter vom leise rieselnden Schnee und vom weihnachtlich glänzenden Wald wurde schnell schwächer, bis er endgültig in ihren Tränen unterging. Ob das Christkind so bald kommen wollte?

Es war kein Christkind in Aussicht. Die Ohren waren heiss, die Füße kalt, Mutter weinte und versuchte im gleichen Moment weiterzusingen. Ihre Augen seien entzündet, und das schmerze sie so sehr. Sie müsse erst Augentropfen nehmen. Diese brannten in den

Augen, und Mutter musste der schmerzhaften Tropfen wegen weinen. Ich versuchte, sie zu trösten. Es war ein hilfloses Unterfangen. Ich kam mir sehr unfähig vor.

Irgendwann kam dann die zweite Strophe, wo es in den Herzen warm werden soll und Kummer und Harm still schweigen. Was Harm ist, wusste ich nicht. Dass die Sorge des Lebens verhallen soll, wenn das Christkind kommt, galt es da zu singen. Mutter versuchte, die Tränen zu unterdrücken.

In der dritten Strophe erwacht dann der Engel Chor, der lieblich schallt. Bald ist heilige Nacht. Freuet euch, Christkind kommt bald. Mutter rief nach dem toten Vater. Edwin und ich schwiegen. Mutter nahm wieder Augentropfen. Die bissten in ihre Augen.

Und Mutter hatte etwas vorbereitet. Sie holte einen Pappteller aus der Anrichte. Einen bunten Teller, bedruckt mit Bildern von Tannenzweigen und Christbaumkugeln. In diesem lagen ein paar kleine, rote Äpfel und ein Lebkuchen. Das war ein rechteckiges Stück, so lange wie ein neuer Bleistift, braun und mit einem Bild vom heiligen Nikolaus beklebt. Das Bild des Heiligen wurde vorsichtig von dem braunen Gebäck abgelöst und diente so noch lange als Erinnerung. Mutter brach den Lebkuchen in drei gleich grosse Stücke, und wir konnten uns wieder freuen. Das war kein Kuchen aus Mandeln und Zitronat. Er war wohl aus dunklem Mehl und etwas Kunsthonig gebacken und gegen Brotmarken beim Bäcker Neff zu kaufen.

Jetzt wurde für die ewige Ruhe des Vaters gebetet, und es kehrte wieder Stille ein. Mutter nahm uns in die Arme und weinte nicht mehr. Wir waren ihre Hoffnung, ihre Christkinder.

Als die Amis gekommen sind

Wer sich in der Karlsruher Geschichte auskennt, wird widersprechen müssen. Zunächst kamen überhaupt keine Amis. Französisches Militär stand vor der Stadt.

Wie schon berichtet, war die Bunsenstrasse glimpflich über den Krieg gekommen. Das Haus von Frisör Nuber war die einzige Ruine in unserer Strasse. In anderen Gegenden der Fächerstadt sah das ganz anders aus. Überhaupt: von einem Fächer war kaum mehr etwas zu erkennen. Der war zu einem einzigen Trümmerhaufen zusammengebombt.

Neue Ängste krochen durch die Strasse. Liszts Prelude, im Radio den «Meldungen von der Ostfront» vorangestellt, war immer seltener zu hören. Das Heroische schien in sich zusammenzufallen. Gesprochen wurde über den Kriegsverlauf nicht mehr, auch nicht beim Frisör Nuber, der jetzt ins Haus kam und dort die Haare schnitt, um sich ein paar Mark zu verdienen. Vergangen war die Zeit, in der die grosse Politik in seinem Herrensalon gemacht worden war.

Jetzt hiess es, bald würden die Franzosen Karlsruhe besetzen und nicht nur plündern, sondern auch die Frauen schänden. Besonders schlimm würden es die Marokkaner treiben. Solche Gerüchte machten auch vor unseren Kinderohren nicht Halt.

Die letzten Kräfte wurden mobilisiert, die Stadt zu verteidigen. Frau Schröder aus dem zweiten Stock, eine zarte, wenig sportliche Gestalt, wurde mit eigenem Spaten, den es zu kennzeichnen galt, täglich an die Stadtgrenze zitiert, um einen Panzergraben auszuheben. Grässliches wusste sie an den Abenden zu berichten. Sie erzählte von gefangenen russischen Frauen, die ebenfalls zum Schanzen gezwun-

gen worden waren. Schreiend seien diese zwischen den Gräben umhergerannt, wenn feindliche Tiefflieger versuchten, die Frauen zu töten. Frau Schröder meinte, diese Russinnen hätten nichts mehr zu verlieren, deshalb würden sie so reagieren. Wer kannte schon die Angst dieser Frauen, die selbst ihre Befreiung fürchten mussten?

Wer irgendwie konnte, flüchtete aus der Stadt. Wir waren die Ersten, die das Haus in der Bunsenstrasse verliessen. Meine Mutter zog mit uns zunächst in ihr Vaterhaus zu ihrem Bruder in den Mannheimer Stadtteil Seckenheim. Der Ort war im Unterschied zur Mannheimer Kernstadt nicht zerbombt. Die Idylle am Neckarhochgestade war noch erhalten geblieben.

Und eben dorthin sollten die Amerikaner kommen, die gemeinhin als nicht so gefährlich wie die Russen oder die Franzosen galten. Bis die allerdings kamen, sollte noch viel Wasser den Neckar hinunterfließen.

Seckenheim war damals noch fast ländlich, obwohl es mitten in dem dicht besiedelten Rhein-Neckar-Raum liegt. Die Not hatte manchen Rückgriff auf Altes mit sich gebracht. Längst verwaiste Schweinekoben waren wieder besiedelt, Hasen- und Geflügelställe aus Brettern und Draht zusammengenagelt worden. Enten und Gänse watschelten morgens zum Neckar und kehrten abends ordentlich in langen Reihen in die heimatlichen Ställe zurück. Bewundernd stellte ich fest, dass jedes Tier am Abend auch seinen richtigen Stall wieder fand. Für mich war das eine neue Welt, nahezu eine Idylle mitten im Krieg. Auch das Essen war hier besser. «Selbstversorger» stand auf den Lebensmittelkarten dieser fast autarken Menschen.

Nach wenigen Wochen zogen wir innerhalb des Stadtteils zu unserer Oma, der Mutter unseres Vaters. Die hatte eine neuzeitliche Wohnung, sogar mit Dampfheizung und genügend Platz für uns drei. Dafür aber gab es leider keine Gänse, Schweine oder Hasen. Hier war es wieder städtisch.

Für die nächsten ereignisreichen Monate sollte das unsere Bleibe sein. Die Wohnung in der Bunsenstrasse blieb verwaist. Bevor die Franzosen in die Weststadt einrückten, liessen die Hausbewohner

das obligate Führerbild verschwinden, ein markiger Holzschnitt über Vaters Schreibtisch. Breschs durchforsteten auch ihre und Vaters Bibliothek. Bald war der Herr Professor mit einer ungewöhnlichen Arbeit beschäftigt. An einer versteckten Stelle im Garten hob er eine Grube aus, die eine bestimmte Sorte von Büchern aufnahm, die offensichtlich den Franzosen nicht in die Hände fallen sollten. Breschs fürchteten für einen solchen Fall die Verwüstung der Wohnungen.

Im Krieg scheint vieles anders zu kommen denn erwartet. Als es dann soweit war und ganz Karlsruhe von französischen Truppen eingenommen worden war, durchsuchte ein französischer Offizier mit seinen Soldaten die Bunsenstrasse 3. Schreckensbleich gewährte Herr Bresch, dass er bei seiner Säuberungsaktion unserer Wohnung vergessen hatte, das Bild meines uniformierten Vaters ebenfalls in der Gartengrube zu versenken. Zielsicher marschierte der Franzose auf das Bild zu, hängte es von der Wand und betrachtete den jungen Offizier nachdenklich. «Mort en Russie», entfuhr es ängstlich unserem Herrn Professor. Ruhig hängte der französische Offizier das Soldatenbild wieder an seinen Platz. Nichts Weiteres geschah, kein Raub, keine Verwüstung, keine Vergewaltigung.

Zurück nach Mannheim: Auch hier waren die letzten Männer zum Volkssturm, oder wie mein Onkel Karl, zumindest noch zur Feuerwehr rekrutiert worden. Am Tage handelte mein guter Onkel mit Baustoffen, und in der Nacht galt es fast regelmässig, in irgendwelche Mannheimer Stadtteile zu rasen, die in Flammen standen. Eines Morgens kam er zurück mit nur noch vier Fingern an der rechten Hand. Er konnte einige Tage über diesen Vorfall nicht sprechen, bis er dann doch berichtete: Beim Absprung von einem Löschzug sei er mit dem Ehering an einem Eisenhaken hängen geblieben und habe sich den Finger abgerissen. Die Luftangriffe auf die Bevölkerung hörten in diesen Tagen fast nicht mehr auf. Wer irgendwie konnte, verkroch sich in ein Kellerloch.

Bei der Familie meines Onkels Karl war das anders. Man hatte vorgesorgt. Schon 1943 grub sich die Familie in die Erde ihres Gartens ein: sie baute einen Bunker, direkt an der Gestademaue zum

Neckar in der Hoffnung, damit die Bombardierungen zu überstehen. Einen solchen Bau hatte noch kein Vorfahre in den fünf Generationen ihrer Firmengeschichte als Bauleute errichtet. Mag sein, die Pfälzer hatten jahrhundertlange Erfahrung, Hab und Gut vor einfallenden Soldaten zu verbergen. Aber ein Bunker aus Stahlbeton: Das war neu in der Familiengeschichte.

Ich kann mich sowohl an die Bauarbeiten als auch an die Benutzung dieses letzten Bauwerkes meines Grossvaters, Thomas Herdt, erinnern. Ausgeschachtet haben es hauptsächlich die Frauen. Die jungen Männer waren im Krieg. Wahrscheinlich ohne einen genehmigten Plan wurde in die Erde ein u-förmiges Gebilde gegossen, mit einem schmalen Einstieg, dahinter im rechten Winkel ein Gang mit Gasschleuse. Danach folgte wieder ein rechtwinkliger Knick zum Schutzraum. Schon 1944 hatten meine Mutter, mein Bruder und ich anlässlich eines Besuches den Sinn dieser Anlage erfahren müssen. Schnell mussten wir bei einem Tagesangriff in diese Betonhöhle absteigen. Obwohl ich aus Karlsruhe schon viel Erfahrung mit Luftangriffen hatte, war mir dieser Bunker recht unheimlich. Seit meinem letzten Besuch war auf das steinerne U ein grosser Erdhügel geschützt worden, aus dem ein Rohr herausragte, ähnlich der Hutze eines Schiffes. Unter diesem Hügel sollten wir den Angriff überleben. Dessen Schutzraum war keineswegs so «gemütlich» wie unser Karlsruher Luftschutzkeller. Alle Einwohner der Herdtschen Häuser sassen dichtgedrängt auf Bänken den feuchten Wänden entlang. Der Raum war so klein, dass sich die Knie der Gegenübersitzenden fast berührten. Wenn dann beim ersten Bombenhagel das Licht ausging, verspürte ich grosse Beklemmung in dieser Röhre.

Wir waren, wie schon berichtet, in den letzten Tagen vor dem Zusammenbruch zu meiner Oma gezogen, wo die Sicherheitsmassnahmen kärglicher waren. Als alleinige Bewohner des Hauses – die Eigentümer waren in Richtung Osten geflüchtet – standen uns nahezu alle Kellerräume zur Verfügung. Unsere Kinderbetten wurden in einen Keller geschafft. Abend für Abend zogen Edwin und ich uns in diesen Kellerraum zurück. Das alltägliche Abendgebet – «...Vater,

lass die Augen Dein über meinem Bette sein» umschloss für uns einen sehr realistischen Wunsch. Ich werde noch darüber berichten müssen. Zunächst war das Leben im Keller ganz gemütlich: zumindest ein anderes Leben. Hier konnte ich mit meinem Bruder ungestört quatschen. Die Bombenangriffe hatten nachgelassen. Die Detonationen blieben. Die Erwachsenen sprachen von Flakbeschuss, der jetzt einsetze. Hatten wir die Bomben erst heulen, dann krachen hören, war das beim Flakbeschuss anders. Es krachte zweimal! Zuerst beim Abschuss, dann die tödliche Ruhe, darauf der Einschlag. Die Ziele lagen hinter uns. Die Granaten flogen in hohem Bogen über unser Haus. Manchmal durften wir uns das ansehen. Der Krieg hat seine Ästhetik, und nicht immer wird über seinen grausamen Zweck nachgedacht. Das Flakfeuer wurde durch Leuchtmunition eröffnet. Da flogen am Himmel kometenähnliche Geschosse. Im Formationsflug zerkratzten manche von ihnen das Firmament. Dazwischen strahlten die Sterne. Auf der Erde hatten sie in dieser nachtdunklen Zeit keine Konkurrenz. Nach diesem Leuchtspektakel mussten wir wieder in die Keller; jetzt wurde es ernst. Jetzt ritten die tödlichen Granaten durch den Nachthimmel.

Die Tage plätscherten eher ruhig vor sich hin, bis sich schlagartig eine geschäftige Hektik unter den Erwachsenen ausbreitete. Wodurch diese Unruhe ausgelöst worden war, blieb mir rätselhaft. Sicher nicht von einer Radiomeldung oder einer Zeitung, falls es diese überhaupt noch regelmässig gab. Vielleicht war es ein Anschlag am alten Seckenheimer Rathaus an den Planken. Ein Gerücht von unermesslichen Gütern aller Art, die zu ergattern seien, strich durch die Strassen. Bald tauchten Beweisstücke auf. Kannen voll Speiseöl, Säcke mit Mehl gefüllt, eine Kiste voll Schuhabsätzen und weiss Gott noch was alles. Der Mannheimer Verschiebebahnhof, eine riesige Anlage nur wenige Kilometer vom Stadtteil Seckenheim entfernt, stünde voll Versorgungszügen, die ihr Ziel, so hiess es, nicht mehr erreichen könnten. Der Inhalt sei für die Mannheimer Bevölkerung freigegeben. Es ist heute wahrscheinlich schwer vorstellbar, wie unter der allgemeinen Apathie und Schicksalsergebenheit der Bevölkerung jetzt eine Gier für wenige Tage sich breit machte.

Die in der Stadt zurückgebliebenen Alten und Frauen suchten nach allem, was Räder hatte. Ein Fahrrad war schon etwas, ein Leiterwagen oder gar ein zweirädriger Karren waren viel. Es soll aber auch Bauern gegeben haben, die ihre Kühe – die Pferde waren schon längst vom Militär verbraucht – vor einen Erntewagen gespannt haben und zum Güterbahnhof zogen. Wir Kinder durften nicht mit. Es sei zu gefährlich. Ich erinnere mich nur, dass Mutter mit einem Fahrrad, weiss Gott, woher sie es hatte, mehrfach nach Beute auszog und meiner Oma, die sich zu alt für diese Jagd fühlte und wohl noch nie auf einem Fahrrad gesessen hatte, die unglaublichsten Sachen erzählte. Sie mussten aber wahr sein, meine Mutter hatte schliesslich Beweisstücke von ihren Touren mitgebracht. Absoluter Höhepunkt war eine Kiste mit mehr als 100 Eiern, die auf ihren Gepäckträger geklemmt war. Das waren Schätze, die der Bürger schon lange nicht mehr gesehen hatte. Für meine Mutter war es sehr schwer, an diese Waren zu kommen. Sie stolperte zwischen den Schotterbetten der Geleise entlang, hoch über ihr standen die Güterwagen. Ohne eine Leiter, ohne fremde Hilfe war es ihr kaum möglich, in einen solchen Wagen zu kommen. Ein Gerücht jagte das andere. «Zehn Gleise weiter gibt es Trockenmilch», das bedeutete unter Puffern durchkriechen, an Bombentrichtern vorbei, um den Wagen zu finden, in dem die Trockenmilch gelagert sein sollte. Rücksichtslose Männer stiessen die Frauen zurück. Hatte Mutter irgendein brauchbares Gut erwischt, tauchte die Frage auf, wie es zu verpacken, wie es zu transportieren sei. Mit einem Zentnersack voll Mehl konnte sie nichts anfangen. Sie konnte diesen nicht zum Fahrrad schleppen und schon gar nicht auf diesem transportieren. Rücksichtslose schnitten die Säcke auf, schütteten die Hälfte des Mehls aus und lösten auf ihre Weise das Problem. In den Güterwagen fanden sich auch grosse Kannen, gefüllt mit Speiseöl. Wer ein Fuhrwerk mit Kühen besass, konnte sich an diesen schweren Kannen reichlich bedienen. Das Öl bedeutete ein Vermögen, mit dem sich noch lange handeln liess. Wir besaßen keine Kühe und kein Fuhrwerk. Mutter musste ihre Transporte auf die Fähigkeiten ihres geliehenen Rades beschränken.

Drei oder vier Mal war sie in diesen Tagen zum Rangierbahnhof gefahren, bis sie verstört nach Hause kam und sich weigerte, nochmals hinauszugehen. Zwei Polen – Fremdarbeiter wie sie damals hiessen – seien beim Plündern erwischt worden. Für sie seien die Güter des Rangierbahnhofs nicht bestimmt gewesen. Sofort hätten Uniformierte die Polen aufgegriffen. Diese hätten sich unter einer Eisenbahnbrücke an die Wand knien müssen und seien vor aller Augen erschossen worden. Ermordet in den Tagen, in denen jeder den Einmarsch der Amerikaner erwartete und keiner mehr auf Führers Wunderwaffe hoffte.

Lebensgefährlich wurde es auch für Edwin und mich. Seit Tagen war kaum mehr Geschützfeuer zu hören gewesen, und noch selten bedrohte uns ein Tiefflieger mit seinen Bordkanonen. Die ersten lauen Apriltage waren gekommen, und Edwin und ich sammelten am Hochufer des Neckars Löwenzahn für einen befreundeten Hasen, der im Stall eines Nachbarn lebte. Wir hatten schon einen Arm voll saftiger Pflanzen gesammelt, als plötzlich neben uns Gewehrkugeln einschlugen. Amerikanische Scharfschützen von jenseits des Neckars zielten auf uns Kinder. Edwin und ich rasten das Neckargestade hoch, während die Kugeln rechts und links von uns einschlugen. Keine hat uns getroffen. Der Krieg war sich auch für den Kindermord nicht zu schade.

Vielleicht hat dieses Ereignis den Ausschlag gegeben, bei Mutter und Oma den Gedanken an Flucht aufkommen zu lassen. Raus aus der Stadt! Es müsse klüger sein, sich im Odenwald zu verkriechen. Die Idee war nicht originell. Manche waren schon geflüchtet, und auch bei Tante Elise und Onkel Karl schien der Plan virulent. Ein Freund meines Vaters hatte eine Frau vom Lande geheiratet, die war schon aus Karlsruhe zu ihren Eltern nach Adersbach im Odenwald geflüchtet. Meine Mutter meinte, dort auch Unterschlupf finden zu können, wo immer dieses Adersbach auch liegen möge. Irgendwo hinflüchten, wo keine Soldaten sind, wo nicht auf Kinder oder Polen geschossen wird.

Von ihrem Bruder Karl lieh sich Mutter einen Kastenwagen. Ein schwergängiges, vierrädriges Gefährt, mit dem ich schon zwei Jahre zuvor schlechte Erfahrungen gemacht hatte, worüber ich noch be-

richten sollte: Ein Sommerbesuch bei Onkel Karl war mir nicht gut bekommen und ich beschloss damals auszureissen, wobei ich dachte, dass es nützlich sein könnte, einen Wagen bei sich zu haben. Mein Versuch abzuhausen endete jämmerlich. Kaum hatte ich mit Mühe den Wagen auf dem Kopfsteinpflaster des Innenhofes von Onkel Karls Anwesen ins Rollen gebracht, bewegte der sich auf dem leicht abschüssigen Gelände nicht gerade so, wie ich es wünschte. Mein verzweifelter Versuch, den Wagen in Richtung Freiheit zu lenken, endete sehr schmerzhaft. Mein rechter Daumen wurde zwischen die eiserne Deichsel und einen sandsteinernen Torpfosten eingeklemmt. Der vorhandene Schub quetschte den Daumnagel so, dass er abgenommen werden musste.

Eben dieser Bollerwagen, beladen mit meinen schlechten Erfahrungen, sollte uns jetzt auf einer neuen Flucht begleiten. Zwei Jahre zuvor wollte ich vor den Erwachsenen davonlaufen, jetzt flohen wir vor den heranrückenden Amerikanern.

Mutter packte Bettdecken, warme Kleider, Brot und die letzten Konserven auf diesen Wagen. Ich sehe ihn noch vor mir: kräftige, rote Holzräder mit Eisenreifen beschlagen, die Radnaben mit Nabelfett vom Schwein geschmiert und durch den Gebrauch schwarz geworden. Über die grün gestrichenen Seitenteile quollen die weissen Bettdecken.

So ausgerüstet, sollte dann die Flucht an einem Morgen in der Karwoche beginnen. Meine Mutter betrachtete nochmals das schwerfällige Gefährt, kalkulierte die Marschfähigkeit meines sechsjährigen Bruders, setzte die meinige vielleicht mit der meiner Grossmutter gleich und beschloss, das Haus nicht zu verlassen. Alles wurde wieder ausgepackt, und wir harrten der kommenden Dinge.

Eines war sicher: es konnte nicht mehr lange dauern bis zum Einmarsch der Amerikaner. Zuvor muss ich aber noch berichten, was sich im Hause meines Onkels Karl tat, wo man offensichtlich die Gedanken an Flucht auch verworfen hatte. Der Pfälzer hat seine jahrhundertealte Erfahrung mit einmarschierenden Soldatenhorden! Er weiss, wie man sich verhält, «wenn der Franzmann kommt» und der

Ami, so glaubten sie, wird es auch nicht anders machen. Aus den Häusern musste für diesen Fall alles Wertvolle verschwinden. Zwar wurden die Mädchen nicht mehr in den «Franzosenschlupf⁴ gesteckt – eine fensterlose, winzige Kammer, vor deren Eingang man einen schweren Schrank schob –, gebaut oder reaktiviert hingegen wurden im Hause meines Onkels mehrere Verliesse und Schächte, wo die Habseligkeiten verborgen werden konnten. Unter einer Treppe im Kohlenkeller entstand eine neue Wand, hinter der man das meiste Weisszeug eingemauert hat. Der Putz wurde mit Kohlenstaub abgerieben. Die Wand durfte nicht als neu erkannt werden. Ängstlich hatte man diese abgeklopft, ob man nicht doch allzu leicht hören könne, dass sich hinter ihr ein Hohlraum befand. In grosse, glasur-gebrannte Tontöpfe war das Silberbesteck neben anderem, in Ölpapier eingehüllt, verschwunden. Diese wurden in zwei Gruben im Garten versenkt. Nachdem sie ganz mit Erde bedeckt waren, wurde Salat darüber gepflanzt. Dieses eifrige Treiben war für uns Kinder sehr spannend zu verfolgen. Und dieses Tun galt auch noch als streng geheim. Wir hatten ein Geheimnis mit den Erwachsenen. Ausserdem nahmen wir an ihrer Welt voll von Gerüchten und Befürchtungen teil.

So kam der Kardienstag. Der Frühling lag in der Luft, und es bewegte sich nichts. Ich weiss noch nicht einmal, wie die Frauen uns versorgten. Ob sie noch einkaufen konnten, ob sie von Resten, von Vorräten lebten, überhaupt, was es zu essen und trinken gab. Die Zeit schien stehen geblieben. Die Dinge des Lebens waren erstarrt. Eine bleischwere Ruhe lag über der Vorstadt. Der Tod hatte aufgehört zu mähen, konnte aber jede Stunde wieder aufs Heftigste zuschlagen.

Drei versprengte deutsche Soldaten mit Fahrrädern standen unversehens vor unserem Haus. Junge Kerle. Meine Mutter strich ihnen noch ein paar Brote. Das ärgerte mich, weil ich die Vorstellung hatte, nichts darf in dieser Zeit verschenkt werden. Wir werden sonst Hunger leiden müssen. Die drei erzählten vom Feind, der von Schriessheim aus an den Neckar käme und dort übersetzen werde. Dass der

Feind nicht mit Fahrrädern kommen würde, ahnte ich, wie er dann wirklich kam, konnte ich mir nicht vorstellen. Bis dorthin sollte es aber noch dauern. Zunächst schulterten unsere Soldaten ihre Gewehre und schwangen sich auf ihre Fahrräder. Mögen sie ihre letzten Tage bei der deutschen Wehrmacht überlebt haben?

Es war Karntwoch. Wieder so ein verdächtig ruhiger Nachmittag, an dem niemand die lauen Frühlingslüfte wahrnahm, an dem man auch nicht wusste, ob Ostern wirklich kommt. Ostermesse, Osterfeier oder gar ein Zuckerhase. Es krachte fürchterlich. Staub fegte durch die Strassen. Dann war wieder völlige Ruhe eingekehrt. «Sie haben die Neckarbrücke gesprengt.» Ein Vorwurf war aus der Stimme des Überbringers zu hören, ohne Kommentar. Zu lange hatte man erfahren müssen, dass Kommentare gefährlich, sehr gefährlich sein können. Die SS habe es getan. Ein Brückenbogen liege nun im Neckar. Das behindere den Einmarsch der Amis. Edwin und ich durften nicht mehr auf die Strasse. Die zerstörte Brücke konnten wir uns nicht ansehen, obwohl sie auf dem Weg zu Onkel Karls Anwesen lag und wir schon oft diesen Weg gegangen waren.

Es wurde unheimlich. Wir hatten uns in unsere Betten im Keller zu verkriechen. Oma und Mutti legten sich auch bald zu uns in den Keller. Wir schliefen tief, so tief, dass wir unseren eigenen möglichen Tod nicht mehr bei Bewusstsein wahrgenommen hätten. Mitten in der Nacht schlug eine Granate unmittelbar vor Omas Haus ein. Nur wenige Gramm mehr Treibsatz hätten dem Geschoss die Kraft gegeben, exakt in unseren Keller einzuschlagen. Die Splitter der Granate waren in die Hauswand eingedrungen. Manche hatten die Fenster durchschlagen, und einer war bis ins Zentrum des Hauses vorgedrungen, wo er in der Wange der hölzernen Haustreppe steckengeblieben war.

«Vater lass die Augen dein über meinem Bette sein.» Wir hatten alle überlebt. Karfreitag. Kein Gottesdienst. Leere Strassen.

Bleiern legte sich dieser heilige Tag über die Vorstadt, die inzwischen wieder zum Dorf geworden war. Und er war noch jung, da wurde diese Schwere wieder durch heftiges Kanonendonnern zerris-

sen. Die amerikanischen Panzer waren bis zum Ilvesheimer Neckarufer vorgedrungen. Von dort aus zerschossen die Truppen aus geringer Entfernung zunächst den Turm der katholischen Kirche. Bald brannte auch das ganze Kirchenschiff. Die Panzertruppe der 7. Armee unter General Patton hatte im Kirchturm eine deutsche Funkleitstelle vermutet.

Die Kirche brannte lichterloh. An dieses Sakrileg erinnere ich mich auch deshalb so gut, weil diese, dem hl. Aegidius gewidmete Kirche in unserer Familie eine besondere Bedeutung hatte. Mein Grossvater Thomas hatte als Baumeister 41 Jahre zuvor mit seiner Firma an dieser Kirche gebaut. Der barocke Turm war um einen Stock erhöht und das Kirchenschiff erneuert worden. Grossvater musste noch miterleben, wie in wenigen Stunden die Soldaten sein Werk in Schutt und Asche legten. Die Ostertage sollten nur noch die ausgeglühten kahlen Grundmauern sehen.

Noch am Karfreitag setzte ein amerikanischer Stosstrupp über den Necker. Wir sassen im Keller. Wie es meine Oma erfahren hat, dass Amerikaner im Ort sind, weiss ich nicht mehr. Aber es geschah etwas Merkwürdiges und für mich Wundersames. Das Wohnzimmer meiner Oma besass einen Erker. Wie überall in jener Zeit waren auch dort alle Rollläden heruntergelassen. Für kurze Zeit wurde der mittlere, grössere Laden um einen Spalt geöffnet und ein weisses Bettuch durch diesen Spalt gesteckt, das alsbald die Hauswand herunterhing. Es dauerte gar nicht lange, da konnte ich beobachten, dass auch die Nachbarn nicht untätig gewesen waren. Es war eine richtige Beflagung an den Nachbarhäusern entstanden; jetzt nicht mehr in Rot mit Hakenkreuz, sondern in schlichtem Weiss.

Wieder diese bleierne Stille. Wir verbrachten den Tag und die Nacht im Keller. Alles ängstliche Lauschen nach Gewehrschüssen oder Kanonendonner blieb erfolglos.

Der Karsamstag begann mit ohrenbetäubendem Rasseln und Motorengeheul. Die Amerikaner hatten sich wenig um die gesprengte Brücke geschert. Sie waren keineswegs mit Fahrrädern gekommen. Noch nie gesehene Fahrzeuge bewegten sich auf den Neckar zu, fuhrten in diesen hinein, versanken nicht in dessen Fluten, sondern

schwammen zum anderen Ufer, wo sie wohlbehalten die Böschung emporfuhren. In kürzester Zeit war eine Ponton-Brücke entstanden und, was jetzt die Seckenheimer Hauptstrasse in Richtung Heidelberg an Omas Haus vorbei rollte, schien unvorstellbar. Am Tag der Wehrmacht hatte ich schon einmal einen Panzer gesehen. Jetzt aber rollte eine nicht abreissenwollende Kette von Panzern durch Seckenheim. Ein Fahrzeug hinter dem anderen. Widerstand erwarteten die Amerikaner wohl keinen mehr, nachdem sie am Karfreitag in Stosstrupps von Haus zu Haus geeilt waren mit ihren Schnellfeuerwaffen im Anschlag. So war auch an unser, selbstverständlich verschlossenes Haustor, mit dem Gewehrkolben geschlagen worden. Mutter und Oma waren hinter dem Hoftor gestanden und hatten gemammert. «Nix Soldat, nur Frau und Kinder», was natürlich nichts geholfen hatte. Kaum war geöffnet worden, waren Soldaten mit vorgehaltener Waffe in den Hof gestürmt, hatten sich im Treppenhaus aufgeteilt und vom Keller bis zum Boden alles durchsucht. Diese Truppe hatte es eilig gehabt, hatte keinen Kontakt aufgenommen, sie war schroff abweisend gewesen. Das war mir aufgefallen. Sie war in keiner Weise mit unseren militärischen Radfahrern zu vergleichen. Dennoch hatte ich in meiner Einfalt Mutter befragt, ob dies deutsche Soldaten seien. Nein, es war wirklich der Feind gewesen. Nichts hatte er zerstört, nichts gestohlen und war genauso schnell verschwunden, wie er gekommen war.

Zurück zu der mir unendlich erscheinenden Prozession Panzer. Mich beeindruckten die Ungetüme mit dem weissen Stern am Bug und am Heck. Eines fiel mir bald auf. Die Soldaten sassen nicht so stramm in ihren Luken, wie ich das vom Tag der Wehrmacht kannte. Ja, der eine oder andere lümmelte sogar auf dem Geschützturm. Das schien mir keine rechte Soldatenhaltung. Plötzlich warf so ein Lümmelnder sogar, wie mir schien, eine Handgranate in den Berlinghof'schen Garten. Es krachte nichts. Es war eine leere Bierflasche.

Nichts schien mir gefährlich. Ich durfte auf die Strasse, wo diese Prozession der Metallungetüme noch eindrucksvoller zu sehen war. Bald änderte sich das Bild. Die gefräßigen Panzer brauchten Benzin.

Viel Benzin. Jetzt rollten Tankwagen in nicht gekannter Grösse einher. Zum ersten Mal in meinem Leben sah ich fünfsichtige Sattelschlepper, und mit Fünfsachsern ging es weiter. Da kamen Wagen über und über mit grünen, wachsbeschichteten Pappkartons beladen. Über deren Inhalt sollte ich erst später etwas erfahren, als ich lernte, die Amis anzubetteln.

Indem ich so Maulaffen feilhielt, immer von links nach rechts die Wagen verfolgte, gesellte sich ein alter Mannheimer zu mir und meinem Bruder, um auch zu gaffen. Er schaute genau so blöde einher, immer von links nach rechts, und meinte: «Das hätten wir wissen müssen ... da haben wir ja nicht gewinnen können.»

Im Führerhaus der riesigen Lastwagen sassen zumeist zwei Soldaten und manche von ihnen waren schwarz: «Neger». Noch nie hatte ich einen gesehen. Neger, das hatte etwas mit Kolonien zu tun, die trommelten und tanzten und begleiteten den Effendi auf Safari. Sie steuerten aber keine Lastwagen. Neger wurden missioniert, knieten in Gips gegossen und mit weissem Hemdchen angetan vor der Krippe und nickten dankbar, wenn in ihr Kässchen ein Geldstück eingeworfen worden war. Zudem gab es noch Mohren, die waren auf einer Sarottipackung zu sehen. Dass Schwarze eine amerikanische Uniform tragen, das war neu. Was war das für eine Welt, die da mit grossem Getöse auf uns zurollte? Als sich dann meine Mutter noch unter die Zuschauer mischte, meinte der Alte mit den klugen Sprüchen an sie gewandt und auf uns deutend: «Das werden mal die Kulis für die Amis.»

Der Tag ging vorüber. Ostern? Die Kirche war ausgebrannt.

Hinter den Gardinen beobachteten die Einheimischen, was die Fremden auf der Strasse trieben. Zunächst vertrieben sie die Seckenheimer aus den beiden Querstrassen zu unserer Strasse. Meinen Onkel Richard hatte es mit seiner Familie getroffen. Sie mussten ihr vor dem Krieg, gebautes Haus verlassen. Die Strassen wurden mit Stacheldrahtverhauen abgesperrt und amerikanische Soldaten zogen in die Häuser. Dann begann ein merkwürdiges Treiben. Die Amis kletterten auf Bäume, bestiegen Lichtmasten, stellten Leitern an Gebäude und spannten eine Unzahl von Drähten durch die Strassen. Es

schien, als wollten sie die ganze Stadt in ein Netz einspinnen. Überall schwarz glänzende Drähte, wo man hinschaute.

Noch auf eine weitere Weise machte sich der Ami bemerkbar. Das Trinkwasser begann grässlich zu schmecken. «Chlor», sagten die Erwachsenen. «Der Ami hat Angst vor Bakterien». Verschwenderisch soll der Ami auch sein: In Richtung Friedhof habe er eine Mülldeponie angelegt. Noch geniessbare Butter und Fleisch habe man dort gefunden. Daraus habe man noch Mahlzeiten bereiten können. Missgünstig sei der Ami: Nachdem er gemerkt habe, dass die Deutschen Abfälle von der Deponie gegessen hätten, habe er diese verbrannt. Noch schlimmer: auch die restlichen Lebensmittel aus den Güterwagen des Rangierbahnhofs habe er verbrannt. Ganze Säcke voll Zucker seien angezündet worden. Kulturlos sei der Ami: er lege die Beine auf den Tisch, ruiniere das gute Klubmöbel im beschlagnahmten Hause meines Onkels Richard. Dumm sei der Ami zudem: Nachts könne man mit etwas Geschick sich an die Rückseite seines eigenen Hauses schleichen und das beschlagnahmte Gut wieder zu seinem eigenen machen. Überrascht sei der Ami darüber, dass die Deutschen so saubere Klos hätten. Da hätten sie in Frankreich Schlimmeres erlebt und noch Schlimmeres in Deutschland vermutet.

Ja, so machte man sich sein Bild über die Eindringlinge, die jahrelang unsere Städte bombardiert hatten.

Den politischen Umsturz haben wir Kinder gefühlt. Unsicherheit war bei den Grossen zu spüren: Sie waren merkwürdig klein geworden. Jeder hatte für sich zu sorgen. Es war Ruhe eingekehrt: keine Bomben, keine brennenden Häuser mehr, die «Feind hört mit» und «Räder rollen für den Sieg»-Plakate verschwanden klammheimlich. Über das Vergangene wurde kaum noch gesprochen. Und die grossen Hoffnungen schienen vergessen. Schamhaft wurde die grosszügig bemessene Amikippe vom Boden aufgelesen, die Brandseite abgeschnitten und rückwärts aufgeraucht, die allerletzten Krumen im Pfeifenkopf gesammelt. Ich habe es auch probiert. Ich bin Nichttraucher geblieben. Von «ehrlosen» deutschen Mädchen wurde gespro-

chen, die den Amerikanern beim Einmarsch in Seckenheim zugewunken haben sollen.

Wenige Wochen nach dem Einmarsch kam meine Mutter auf eine wohl sehr leichtfertige Idee. Sie meinte, sie müsse in Erfahrung bringen, wie es in der Bunsenstrasse aussehe. Die Post funktionierte nicht. An Telefonieren war erst recht nicht zu denken. Züge fuhren keine. Ohne eine spezielle Bescheinigung durfte man den Ort nicht verlassen bzw. nur den nächstliegenden aufsuchen. Ausserdem, Karlsruhe war französisch besetzt. Das galt als gefährlich und war wie ein fremdes Land anzusehen. Mutti liess sich dennoch, von dem Gedanken nach Karlsruhe zu fahren, nicht abbringen. Gegen den Rat ihrer Schwiegermutter setzte sich die junge Frau aufs Fahrrad. Der Einwand, sie kenne die Strecke nicht und besitze auch keine Strassenkarte, zählte ebenfalls nicht. Sie fuhr auf die Autobahn, die am Ortsteil Seckenheim vorbeiführt, bog am Heidelberger Kreuz in Richtung Karlsruhe ab. Das war ausgeschildert und einfach. Oma verbrachte mit uns eine bange Nacht. Am Tage darauf, gegen Abend, war Mutter wieder da und hatte Bettzeug aus der Bunsenstrasse auf ihren Gepäckträger geschnallt. Während noch vor wenigen Wochen die amerikanischen Panzer in vier Spuren auf der Autobahn gerollt seien, sei diese jetzt völlig leer gewesen. Ganz selten habe sie ein Militärfahrzeug überholt. Erst kurz vor Karlsruhe sei sie von einem anderen Autobahnradler angesprochen und nach ihrer Reiseroute gefragt worden. Sie habe dem Mann erklärt, sie fahre zum nächsten Ort. Er habe erklärt, dass auch er zum nächsten Ort fahre. Nachdem ein gewisses gegenseitiges Misstrauen abgebaut gewesen sei, habe man sich sagen können, man wolle nach Karlsruhe fahren. Der Mann habe sie gewarnt. In Karlsruhe würden die Franzosen ihr das Fahrrad abnehmen. Ihr Begleiter habe berichtet, er habe eine Schwester in Hagsfeld, am Rande Karlsruhes, wohnen. Dort könne Mutter ihr Rad abstellen. Mit etwas Glück könne sie in Karlsruhe wieder ein Stück mit der Strassenbahn vorankommen. Die Strecke der Linie 4 habe man wieder freigeschaufelt. So habe sie es in die Bunsenstrasse ge-

schafft, die Wohnung in verschlossenem, ungeplündertem Zustand vorgefunden und im 2. Stock die einzig zurückgebliebenen Hausbewohner, Familie Schröder, angetroffen. Nachdem sie übernachtet habe, habe sie die Bettwäsche eingepackt, damals ein wertvolles Gut. Sie habe die total zerstörte Stadt am nächsten Morgen durchquert, habe ihr Fahrrad wiedergefunden und war auf diese Weise unbeschädigt am Abend in Mannheim eingetroffen. Dass sie die gleiche Reise wenige Wochen später noch ein zweites Mal machte, spricht entweder für ihren Mut oder ihren Leichtsinn, wahrscheinlich aber mehr noch für die allgemein herrschende Schicksalsergebenheit.

Ich war schulpflichtig. Unterricht gab es aber keinen. Heute rechne ich es den Frauen hoch an, dass sie mich nicht einfach rumgammeln liessen. Zweimal in der Woche wurde ich zusammen mit zwei weiteren Kindern zu einem alten Lehrer geschickt, der meine spärlichen Kenntnisse aus dem fragmentarischen ersten Schuljahr aufbessern sollte. Es war ein gutmütiger Mensch, dieser Lehrer, und ich bin gerne zu ihm gegangen. Er konnte so schöne Schneeglöckchen und Veilchen malen. Ich durfte es auch versuchen und war ganz stolz auf meine Blumen. Auch musikalisch wurde für mich etwas getan. Das schwarze Klavier in der Wohnung meiner Oma hatte seinen Spieler verloren. Onkel Walter sass in Gefangenschaft. Ich sollte das Klavierspiel erlernen und wurde zu einer rundlichen Dame geschickt, die immer «mein Schätzchen» zu mir sagte. Das konnte ich gar nicht leiden.

Trotz all der Bemühungen meinte Mutter nach einigen Monaten, wir müssten wieder ein geregeltes Leben haben und zurück in die Bunsenstrasse gehen.

Wie wir im Spätsommer 1945 nach Karlsruhe zurückkamen, habe ich nur noch bruchstückhaft in Erinnerung. Die Reise fand hauptsächlich in einem Viehwagen der Bahn statt und endete irgendwo kurz vor dem Karlsruher Hauptbahnhof. Weiter konnte der Zug nicht fahren. Der Bahnhof war zerstört. Das abgearbeitete Dampffross blieb draussen mit uns auf der Strecke stehen. Die Schiebetüren wurden geöffnet. Aus dem Halbdunkel des Wagens kletterten die Rei-

senden auf das tiefliegende Schotterbett. Wir Kinder wurden hinausgereicht und unten abgenommen. So ging es auch mit dem Gepäck. Das lockte aber auch französische Soldaten an. Die waren anders als die Amis. Arme Teufel, schlecht besoldet und wahrscheinlich auch schlecht ernährt. Die waren auf Beute aus. Jeder Reisende verdrückte sich, so schnell er konnte, nur ich nicht. Mich interessierte, was zwei Soldaten mit einer jungen Frau anstellten. Der hatten die Kerle gerade ihre Uhr entrissen, und die junge Frau konnte nur weinen und immer wieder schreien: «Mein Mann war nix in Frankreich». Niemand half ihr. Meine Mutter riss mich weg und liess mich nicht den Vorfall weiter beobachten.

In der Bunsenstrasse war alles immer noch in bester Ordnung. Unterricht gab es in der Gutenbergschule auch nicht. Diese war weitgehend zerstört. Der Mädchentrakt war völlig ausgebrannt, und von der Bubenschule standen nur noch die unteren beiden Geschosse. Ich fand das gut. Schliesslich kann man im Sommer Besseres tun als in die Schule gehen. Es fand sich in der Bunsenstrasse kein Privatlehrer. Ich hatte meine Freiheit.

Es lässt sich auch ohne Schule vieles lernen, was man im Leben gebrauchen kann: etwa Geschäfte machen, betteln und klauen. Das hört sich verwegen an. Für mich war es das auch.

Ich erlebte jetzt nochmals einen Einmarsch der Amerikaner. Ein Austausch der Besatzungsgebiete hatte bewirkt, dass die Franzosen Karlsruhe verliessen und die Amerikaner die Hoheit übernahmen. Aus meiner Sicht ging das diesmal weniger eindrucksvoll vonstatten, als ich das in Mannheim erlebt hatte. Es ging das Gerücht, die Amis seien mit Zügen im Westbahnhof eingetroffen. Wir Jungen aus der Bunsenstrasse machten uns auf die Socken, um dieses Ereignis nicht zu versäumen. Der Güterbahnhof stand voll mit geschlossenen Transportwagen der Bahn. Überall sahen wir gelangweiltes amerikanisches Militär. Wir Kinder schlichen uns die Laderampen entlang um zu sehen, was hier zu machen sei. Das war zunächst schwierig. Keiner dieser Fremden verstand unsere Sprache. Wir schauten neugierig in die Wagen, wurden vertrieben, wenn wir zu hartnäckig wa-

ren, und lernten dennoch viel hinzu. So kam ich dahinter, was es mit den grünen, in Wachs gehüllten Kartons auf sich hatte, die ich in so reicher Zahl auf den amerikanischen Lastwagen beim Einmarsch in Mannheim gesehen hatte. Die waren gefüllt mit den wunderbarsten Konserven. Es gab da Kartons mit Dosen unterschiedlichster Grösse. Alle waren grün und unverständlich beschriftet. Erst wenn ein Ami eine solche öffnete, erkannten wir deren Inhalt, und meist lief uns dabei das Wasser im Munde zusammen. Viele Konservendosen wurden geöffnet. Was hätten die gelangweilten Amis in ihren Viehwagen sonst noch tun sollen? Und wir Buben standen mehr oder wenig hungrig daneben. Allerdings nicht vergessen habe ich den Soldaten, der nach einer ganz kleinen, wiederum grünen Dose gegriffen hatte, diese in einer Weise öffnete, wie nie bei uns zu Hause eine Dose geöffnet worden war. Er brauchte dazu keinen Dosenöffner, der sich mühselig und für Kinderhände nicht ganz ungefährlich den Dosenrand entlang quälte. Seine Dose hatte seitlich ein kleines metallenes Fähnchen, das durch eine Lasche eines winzigen Schlüssels gesteckt wurde. Dieses Schlüsselchen wurde flugs um die Dose gedreht und wickelte dabei eine wunderschöne Spirale um sich. Zum Vorschein kam ein Käse. Wer von uns hatte schon je einen Käse in einer Dose gesehen? Der Soldat legte den zweizentimeterdicken Käse auf ein rundes Gebäck, von dem ich heute weiss, dass man Cracker zu ihm sagt, und schob es mir in den Mund. Nie mehr habe ich einen so guten Käse gegessen wie hier auf dem Westbahnhof 1945. Noch lieber hätte ich ihn nach Hause gebracht, denn dort hätte man mehrere Brote mit belegen können. Aber so ist es nun mal bei den Amis: Der Belag ist bei denen dicker als die Brotscheibe.

Bald lernten wir das Wort Tschuwinggamm aussprechen und nach diesem Tschuwinggamm zu betteln. Mit diesem ersten amerikanischen Wort war eine erste Sprachbrücke geschaffen. Alle Männer, die grüne Uniformen trugen, wurden nach Tschuwinggamm befragt, was nicht nur verstanden wurde, sondern auch im günstigen Fall ein Streifchen einbrachte, doppelt verpackt, einmal in herrliches Silberpapier und darüber ein weisses Papierchen, wieder mit Unver-

ständigem bedrückt. Der Inhalt – eben dieses Streifchen – schmeckte himmlisch. Im Gegensatz zu einem Gutsei brauchte es sich nicht auf, und man konnte stundenlang darauf herumkauen. Es war auch möglich, sich den klebrigen Klumpen über Nacht aufzuheben und am nächsten Tag auf ihm weiterzukauen. War einem dieser Tag wieder hold und brachte ein neues Streifchen, so konnte man seinen Klumpen damit vergrössern, und vor allem der verlorene Geschmack stellte sich wieder ein. Weniger erfolgreiche Bettler waren auch zufrieden, wenn man ihnen ein Stück von seinem gut gekauten Klumpen abgab. Sie hatten dann wenigstens auch etwas zu kauen und waren damit ein Stück Ami geworden, den Herren gleich, die über so viele Konservenbüchsen, silberne Packungen mit Tschwinggamms und weiss Gott noch alles herrschten.

Neben das Betteln gesellte sich bald eine weitere Kommunikationsform: der Handel. Frisches Obst hing an den Bäumen und wartete auf uns Kaufleute. Wie wir an das Obst gekommen waren, weiss ich nicht. Vergessen habe ich auch, wie ich in den Besitz einiger Zwiebeln gelangte, die ich den Amis zum Tausch anbot. Eigentlich rechnete ich mir keine Chancen mit meinen Zwiebeln aus. Die Konkurrenz hatte Pflaumen und Mirabellen zu bieten. Aber siehe da, man muss erst den Markt kennen lernen, um über ihn urteilen zu können. Süsses Zeug hatten die Besitzer offensichtlich genug, frische Zwiebeln aber keine. Zu einer Dose Corned Beef oder Pork – man sieht, meine Sprachkenntnisse nahmen rasch zu – war durchaus eine Zwiebel angebracht.

Stolz brachte ich die fein säuberlich in uns unbekanntem Materialien farbenfroh verpackten Früchte meines Handels zu Mutter nach Hause, die sie mit einer gewissen Neugier betrachtete: Tütensuppen von ungekannter Qualität, getrocknete Kartoffeln in winzige Würfel geschnitten, weisse und rote, die süss schmeckten und durchaus auch trocken gekaut werden konnten, winzige Hütchen aus Schokolade, bunte Drops, kleine, feste Packungen, in denen sich Trockenmilch

befand. All jene Schätze packte Mutter in den Küchenschrank. Unsere tristen Kartoffel- und Krautmahlzeiten hatten einen Farbtupfer bekommen.

Leider nur für wenige Tage. Selbst wenn ich irgendwoher noch hätte Zwiebeln auftreiben können, ich fand meine Handelspartner vom Westbahnhof nicht mehr. Statt derer waren ausgemergelte Männer in Grau gekommen, auf deren Jacken und Hemden ein grosses PW gedruckt war. Die standen jetzt auf offenen, mit Kohlen beladenen Güterwagen und hatten mit mächtigen Gabeln Steinkohle in bereitstehende Amiiastwagen umzuladen. Die Fahrer waren Amis, die nichts von uns hören wollten, kein Tschuwinggamm war zu erbeteln. Die Amis jagten uns davon. Dann gab es noch die müden Männer auf den Kohlenwagen. Die sprachen nichts und schaufelten stupide vor sich hin.

Offensichtlich wollten die Amis uns bei dieser Umladeaktion überhaupt nicht leiden. Um denen aus dem Wege zu gehen, näherten wir uns von der anderen Seite dem Kohlenzug. Auf dieser Seite ohne Laderampe und folglich auch ohne Lastwagen konnten wir beobachten, weshalb die Amis keine Deutschen duldeten. Hier schlichen einige Frauen herum, die warteten, bis einer der «Prisoners of War» eine Schaufel Kohlen nicht nach rechts auf den Lastwagen warf, sondern nach links neben die Gleise. Flugs räumten die Frauen die Kohlebrocken in mitgebrachte Säcke und verschwanden damit. Waren das Diebe? Man weiss es nicht so genau. Es waren deutsche Kohlen, die die Gefangenen für die Sieger hatten schaufeln müssen.

Edwin und ich holten uns zu Hause auch einen Sack. Bald flog die eine oder andere Schaufel der begehrten Kohlen auf die falsche – für Edwin und mich natürlich die richtige – Seite. Die Brocken waren sehr schwer und gross. Mit Mühe schleppten wir einen halben Sack in die für unsere kleinen Beine doch weit entfernte Bunsenstrasse und stellten Mutter unsere Beute vor.

Ich spürte, Mutter war sich über die moralische Bewertung unserer Tat unsicher. Mit Vaters Hammer zerklopfte ich die grossen Kohlebrocken und warf sie zu unseren kargen Beständen und alles war gut.

Verbotenes

Ich muss es nochmals erwähnen. Nach dem Kriege gehörte die Bunsenstrasse uns Kindern alleine. Kaum ein Auto machte sich auf ihr breit. Und wenn einmal die Bunsenstrasse befahren wurde, dann sehr gemächlich oder laut. Gemächlich, wenn etwa ein schweres Pferd einen Wagen mit der Paketpost hinter sich her zog. Laut, wenn irgendeines der seltenen Motorvehikel, die der Krieg übrig gelassen hatte, aufkreuzte.

Die Pferde in Karlsruhe waren übrigens nicht selten adelig. Auf den Pritschenwagen, die sie hinter sich herzogen, war zu lesen, dass sie von Steffelin hiessen. Schon früh musste ich schlechte Erfahrungen mit solch einem Fuhrwerk sammeln: Die Pferdewagen hatten einen Mastbaum, über den eine dicke Plane gegen möglichen Regen lag. Die war an dem Tag, an dem ich beschloss, mit einem adligen Pferd zur Gutenbergschule zu fahren, ganz ans Ende der Pritsche geschoben. Es musste leicht möglich sein, sich in dieser Plane zu verbergen und so, unbemerkt vom Kutscher, die Uhlandstrasse hinauffahren zu können. Die Kutscher galten als unfreundliche Menschen, was sich auch gleich bestätigen sollte. Kaum war ich auf meinen Wagen gesprungen, verhedderte sich mein rechter Fuss in ein vom Mastbaum herabhängendes Seil. Beim Versuch, mich zu befreien, stürzte ich zu Boden und wurde hinter dem Wagen hergeschleift. Irgendeine Passantin bemerkte dies, schrie auf, und der Kutscher brachte den Wagen zum Stehen. Er verliess seinen Bock, um nach dem Rechten zu sehen und hatte dabei nicht vergessen, für alle Fälle seine Peitsche mitzunehmen. Was so ein Riese von Gaul vertragen kann, war wohl für mich bestimmt. Doch ehe der Kutscher sich in die rechte Schlag-

position bringen konnte, war es mir gelungen, mein Bein aus der Schlinge zu ziehen und davonzurennen. Der Kutscher konnte mir nicht folgen. Er musste bei seinem Pferd bleiben. Gestraft war ich ohnehin. Beide Knie und die Handflächen hatten erhebliche Blessuren abbekommen.

Wie gesagt, häufig wurden wir Kinder durch solche Gefährte nicht gestört. Da gab es noch einen Eismann, der im Sommer Stangeneis von der Brauerei Fels ausfuhr. Er legte eine halbe Stange für jeden Besteller an die Bordkante des Rinnsteins, von wo es die Hausfrauen in ihre Eisschränke schafften, in denen das wenige, was es zu kaufen gab, leidlich gekühlt werden konnte. Dann erinnere ich mich noch an den «Bitzigmann», der einmal die Woche mit seinem sauer stinkenden Karren, bespannt mit einem armen Klepper, durch die Strassen zog, um Abfälle für seine Schweine einzusammeln. Zweimal die Woche kam das Müllauto, zumindest im Winter, um die Asche aus den vielen Ofen einzusammeln. Hier stank es weniger, hier staubte es.

Ich glaube, ich habe jetzt so ziemlich den ganzen üblichen Verkehr in der Bunsenstrasse beschrieben. Es fällt dem Leser nun wohl leichter sich vorzustellen, dass die Strasse in jenen Zeiten nahezu ausschliesslich unser Hoheitsgebiet war. Auf einer Asphaltstrasse lässt sich allerhand Kurzweiliges veranstalten. Bälle waren zwar rar, aber dennoch fand sich irgendein vergammelter Tennisball mit dem man «köpfen» konnte. Ich fürchte, dieses Spiel kennt heute keiner mehr: Hier wurde der kleine Ball ausschliesslich mit dem Kopf gegen ein gegnerisches Feld geschlagen. Der Ball durfte dort nur einmal den Boden berühren und musste dann vom Kontrahenten wieder mit dem Kopf zurückgeschlagen werden. Es war so eine Art Tennis ohne Netz und Schläger. Die Felder waren zuvor mit Kreide aufgezeichnet worden.

Die Zeiten waren kärglich, das förderte den Einfallsreichtum. Es wäre noch von zahllosen Hüpfspielen zu berichten. Das war aber in erster Linie Sache der Mädchen. Nur gelegentlich spielten wir mit ihnen.

Es kamen richtige Moden von Beschäftigungen auf. So entstanden zeitweilig auch grossflächige Kreidezeichnungen auf der Stras-

se. Kreide konnte in verschiedenster Konsistenz in den zahlreichen Ruinen abgebaut werden. So mancher Bruch aus edlem Stuck, egal ob ehemals klassizistisch oder Jugendstil, wurde auf der Strasse in neue Kunst umgemünzt. Manche Künstler machten sich dadurch unbeliebt, indem sie unverhohlen und durchaus expressiv in ihren grossflächigen Arbeiten manche Eigenschaften von Nachbarn in Kreide auf Asphalt darstellten. Wenn es lange nicht geregnet hatte, gab es Zeiten, wo den Meistern langsam der Asphalt drohte auszugehen.

Wie überall in der Kunst hatte das Darstellen von Verbotenem seine besondere Attraktion. Jeder von uns erinnerte sich noch an die vielen Hakenkreuzfahnen, die an Führers Geburtstag die Bunsenstrasse zierten. Auf einen Schlag waren sie alle verschwunden, als hätte es sie nie gegeben. Den Fahnen war es allerdings ergangen wie unseren Stuckbruchstücken. Sie wurden zu mancherlei umgemünzt. Da war ein Sonntagsjäckchen aus Opas grauem Anzug entstanden, auffällig leuchtend rot paspeliert. Dass der Fahnenstoff allerdings noch für rote Hemden hätte erhalten müssen, daran erinnere ich mich allerdings nicht. Das hätte in vieler Hinsicht falsch verstanden werden können. Da hatte der Färber eine Aufgabe. Schwarz war gefragt. Weggeworfen oder verbrannt wurde sicher keine Fahne. Der oft meterlange Stoff wurde in dieser Notzeit Zentimeter für Zentimeter gebraucht. Auch aus den schwarzen Hakenkreuzen hatten geschickte Frauenhände schnell etwas gefertigt. Das geschah in aller Heimlichkeit. Ich erinnere mich an keine Mutter, die mit Fahnenresten an der Nähmaschine sass. Wahrscheinlich wollte niemand eine Fahne besessen haben. Wenn ich es noch richtig erfühle, war es so, als hätte es nie ein Hakenkreuz gegeben. Es war scheinbar für immer verschwunden, wäre in der Bunsenstrasse nicht die Malsucht ausgebrochen. Nachdem von uns nun schon so mancher Einfall Gestalt in Kreide angenommen hatte, warum sollte nicht auch ein Hakenkreuz wiedererstehen? Wir erfüllten das Tabu. Ein Hakenkreuz – das wir schliesslich noch aus unserer Fibel kannten – war zum Verbotenen geworden. Wir beugten uns im Kreis über das entstehende Zeichen.

Malten es zunächst klein auf die Strasse. Wir starrten auf das Verbotene, kicherten und fügten dem Kreuz noch vier weitere Haken in linker Richtung an. Aus dem verbotenen Zeichen war ein Fensterchen geworden. Das konnte sich wieder sehen lassen. Die Fensterchen vermehrten sich alsbald in der Strasse. Sie vergrösserten sich. Bald war die Strasse übersät von Fensterchen. Mit den Erwachsenen gab es merkwürdigerweise keinen Arger. Anscheinend übersahen sie die Fensterchen. So verlor das verbotene Spiel seinen Reiz. Der nächste Regen spülte alles gnädig in den Rinnstein.

Schiesspulver und Stichlinge

Die Alb ist unser Hausfluss, weil Karlsruhe es nie richtig geschafft hat, an den Rhein heranzukommen. Offensichtlich hat' ten die Einwohner einen grossen Respekt vor dem Strom, der vor dem Rheinregulierer Tulla immer wieder sein Bett änderte und grosse Zerstörungen anrichtete. Die Daxlander können davon ein Lied singen. Sie lebten zeitweise auf einer Insel. So blieben die Karlsruher lieber näher am Schwarzwald und begnügten sich mit dem Bach, der aus dem Albthal kommt. Und dieser fliesst nur we' nige Strassenkreuzungen von der Bunsenstrasse entfernt durch einen kleinen Park. Auch dieser Park war in der Nachkriegszeit völlig verwildert. Im östlichen Teil war sogar ein Bunker angelegt. Die Sandsteineinfassung eines Freibades, das durch Stauen der Alb um die Jahrhundertwende angelegt worden war, begrenzte über eine ansehnliche Strecke das Ufer des Baches, der jetzt un' gestaut noch einen halben Meter tief den Beckenboden bedeck' te. Das Stauwehr war schon längst verrottet, für uns Kinder aber ein interessanter Spielplatz. Eine kleine Brücke überquerte die ehemalige Badeanstalt an deren Kopfende, und eine grosse Brü' cke führte zum Westbahnhof. Watend unter der grossen Brücke hindurchzugehen, erforderte schon etwas Mut.

Im langen und warmen Sommer nach dem Krieg waren wir Kinder aus der Bunsenstrasse oft an der Alb. Unsere Gutenberg' schule war nahezu vollständig abgebrannt. Unterricht gab es zunächst keinen. So hatten wir jede Menge Zeit für unsere Erkundungen. Der Bach bot viel Interessantes. Wir konnten kleine Fischlein entdecken, die für uns noch keine Namen hatten. Vor allen Dingen hielt sich ein

Gerücht, man könne Munition in ihm finden. Und als die erste Gewehrpatrone gefunden worden war, brach ein Rausch aus, den man nur mit dem Goldfieber Kaliforniens vergleichen kann. Die ersten Patronen wurden nach Hause gebracht. Wir waren begierig, diese zu öffnen, um das Pulver zu gewinnen. Ich erinnerte mich, dass mein Vater, wohl zu Beginn des Krieges, Patronen geöffnet und mit deren Pulver eine Brezel und eine Spirale auf dem Balkon geformt hatte. Mit einem Streichholz wurden diese Gebilde angezündet. Ich hatte einen Heidenspass zu sehen, wie das Feuer die Brezel entlang rannte und in Windeseile verzehrt hatte. Lange noch konnte man die Brandspuren auf dem Boden des Balkons sehen.

Wenn man schon keinen Vater mehr hatte, der einem so herrliche Spiele inszenieren konnte, musste man es selbst versuchen. Edwin und ich hielten es allerdings nicht für günstig, Mutter über unsere Experimente in Kenntnis zu setzen. Heimlich holten wir aus Vaters Werkzeugkasten Hammer und Beisszange. Hiermit müsste man eine Gewehrpatrone schon knacken können. Eines war klar: auf das Zündhütchen durfte nicht geschlagen werden, sonst explodierte das Geschoss. (Wie man sieht, war das, was ich auf dem «Tag der Wehrmacht» gelernt hatte, verwertbar.) Also besser keinen Hammer, besser eine zweite Zange. In Vaters Kasten fand sich noch eine Kombizange, mit der Edwin die Hülse festhalten konnte, und ich machte mich mit der Beisszange an die Geschosspitze. Nach einigem Zeren und Biegen brachten wir es fertig, das Geschoss aus der Hülse zu ziehen. Das Pulver war noch trocken. So exakt hatten Geschoss und Hülse ineinander gesteckt, dass kein Albwasser hatte eindringen können. In kleine quadratische Plättchen geformt, die schwarz glänzten, rann das Schiesspulver aus der Hülse. Das wertvolle Gut kam in eine Konservenbüchse und wurde unter unserem grossen Balkon versteckt. Jener Ort war für uns Kinder sicher wie eine Höhle. Er war von drei Seiten eingefasst und nur einen Meter hoch. Hier war kein neugieriger Blick von Erwachsenen zu befürchten. Im Kriege lag unter dem Balkon noch der geschilderte Sandwall. Der sollte brennendes Phosphor von unserem Luftschutzkeller abhalten. Jetzt war wieder alles gesäubert und der Sand füllte unsere Sandkiste.

Wir hatten noch viel zu wenig Schiesspulver, um etwa eine Brezel aufzuschütten, die zur Freude unserer Bunsenbande hätte entzündet werden können. Noch war der Sommer lange und wir hatten viel Zeit, in der Alb zu suchen.

Bald hatten wir herausgefunden, dass die besten Fundstellen in unmittelbarer Nähe der beiden Brücken waren. Offensichtlich hatten die fliehenden deutschen Soldaten, vom Westen kommend, ihre Munition von den Brücken aus ins Wasser geworfen. Diese Erkenntnis brachte reichere Beute. Edwin und ich kehrten jetzt mit erheblich mehr Patronen nach Hause, nicht zuletzt deswegen, weil wir noch Gewehrpatronen, die im Sechserpack auf einer Schiene montiert waren, gefunden hatten. Nebenbei holten wir aus dem Schlamm der Alb noch andere Geschosse. Da gab es sehr kleine mit runden Köpfen und kurze dicke. Auf dem Heimweg juckte es mich, wenigstens eine kleine Patrone zu opfern und diese auf die Strassenbahnschiene zu legen. Die Wirkung war beachtlich, als der «Vierer» vom Kühlen Krug kommend darüberfuhr. Wir hatten viel Spass an der Wirkung auf die Fahrgäste, denen ein solcher Knall sicher noch tief in den Knochen sass. Man sollte es vielleicht doch noch einmal mit zwei der kleinen Patronen versuchen. Auf jeder Schiene lag bald eine Patrone. Der «Fünfer» zum Hauptbahnhof kam. Es knallte beeindruckend, so als habe man zwei Schüsse hintereinander abgefeuert. Den Erwachsenen einen Schreck einzujagen, löste in mir ein durchaus angenehmes Gefühl aus. Jetzt konnte ich den Grossen meine Ängste zurückzahlen, die sie mir so oft eingejagt hatten. Oder rächte ich mich für noch viel mehr? Vielleicht deshalb, dass sie im Krieg hinter meinem jungen Leben her waren?

Sollten wir es mit einer dicken, kurzen Patrone versuchen? Wir opferten eine dicke. Bald kam der nächste «Vierer». Einem bösen Erwachsenen aus einem Wohnhaus hatte unser Treiben missfallen. Der wollte uns fangen und das hätte Prügel bedeutet! Wir waren schneller. Von ferne krachte es unter der Viererbahn.

Zu Hause angekommen, galt es, die reiche Beute zu sichern. Wir entwickelten eine schnellere Methode, die Patronen zu öffnen. Ein in die Gartenstützmauer einbetoniertes rostiges Eisen hatte ein Loch, in

das sich eine Patronenspitze von unten hineinstecken liess. Man brauchte nur noch die Hülse etwas zur Seite zu biegen und schon war sie offen. Diesmal fanden wir in unseren Patronen neben plättchenförmigem Pulver auch stäbchenförmiges. Interessant! Leider mussten wir aber auch feststellen, dass einige Hülsen Wasser gezogen hatten. Das Pulver war nass. Man musste es trocknen. Auf Zeitungspapier brachten wir die schwarze Schmiere aus und versteckten auch diesen Schatz unter unserem Balkon. Hier war er nicht nur vor Mutters Augen sicher, sondern auch einigermassen vor räuberischen Nachbarsbuben.

Auch der Inhalt von zehn oder zwanzig Patronenhülsen füllt noch lange nicht eine Kilodose. Nur ein oder zwei Zentimeter Schiesspulver bedeckten ihren Boden. Zugegeben, Edwin und ich hatten noch einen Schatz von kleinen Patronen, die wir ungeöffnet liessen, weil sie unter der Strassenbahn so trefflich knallten. Man würde sie noch brauchen können. Vielleicht wird man fragen, wozu braucht man mehr Pulver? Die Frage ist so müssig wie die nach dem Gold Kaliforniens. Man muss es besitzen, um etwas zu gelten. Die Längerersbuben von der anderen Strassenseite hatten gerüchteweise schon mehr gefunden. Unser Vorteil war nur die geheimgehaltene, schnelle Methode, Patronen zu öffnen.

Da gelangen kurz hintereinander zwei Schatzfunde: Metallene Behälter mit je einem Maschinengewehrgurt. Wer einen solchen angerosteten Behälter würde öffnen können, hätte Pulver im Überfluss. Zunächst aber lagen diese schweren Behälter noch zwischen den Steinen am Grunde der Alb. Sie wollten zuerst nach Hause gebracht werden. Und das war für uns Knaben schon recht mühselig. Edwin und ich schleppten redlich an dem flachen trommelförmigen Behälter, bis wir ihn in der Bunsenstrasse hatten. Dass uns Kinder unterwegs niemand aufhielt mit unserem schweren Kriegsgerät, mag heute wundern. Gefährlich waren für uns nur die Knacker, wie wir ältere Männer zu nennen pflegten. Junge Männer gab es keine, und die Frauen waren apathisch, verhärtet oder mit Nahrungssuche beschäftigt. Auf jeden Fall, unser Gurtkasten landete hinter unserem Haus, der andere im Längererschen.

Ein edler Wettstreit begann. Wer bekommt den verrosteten Mechanismus auf? Überhaupt, wie kommt der Gurt aus der Trommel? Da musste schon mal Vaters Hammer mithelfen. Auf Anhieb gelang es jedenfalls nicht. Unverrichteter Dinge musste die Trommel am Abend unter den Balkon gerollt werden.

Was am nächsten Tag machen? Arbeitete ich an der Trommel, fanden andere in der Alb noch weitere Munition. Ging ich an die Alb, bestand sogar die Gefahr, dass jemand uns die Trommel klaute. Edwin und ich gingen dann doch mit den anderen zur Alb. Die Bunsenbande hatte noch weitere Konkurrenten. Da war vor allem die Bannwaldbande, die als gefährlich galt. Es zeigte sich bald, dass sie ihren Ruf zu Recht hatte. Wo heute das Gasthaus zum Kühlen Krug unweit von der beschriebenen ehemaligen Badeanstalt steht, war eine Bunkeranlage mit langen Gängen angelegt. Sie hatte zwei Zugänge, mit Gasschleusen und, wenn ich mich recht erinnere, zwei oder drei Schächte mit Schiessscharten.

Zweifelsohne für uns Jungen erforschenswert. Die gefürchtete Bannwaldbande war hier zu Hause. Unerwartet freundlich empfangen sie uns und empfahlen, in die Zugänge zu steigen. Unter der Erde sei es sehr interessant. Zu viert oder fünft stiegen wir hinab. Bald wurde es stockdunkel. Es waren enge Gänge. Erst nach zwei oder drei Biegungen konnte man am Ende etwas Licht sehen. Plötzlich krachte es, und wir wussten, dass wir der Bannwaldbande arglos in eine Falle gegangen waren. Die hatte hinter uns die Eisentore geschlossen und uns dadurch gefangen. Auf diese Weise sollten wohl die Jagdgründe im Bach geschützt werden. Und insoweit hat meine Geschichte auch Ähnlichkeit mit dem Goldrausch Kaliforniens. Wir tasteten uns so schnell als möglich durch die nassen Gänge in der Hoffnung, das andere Ende des Bunkers zu finden. Als wir aber den zweiten Ausgang des Fuchsbaus erreicht hatten, war der von aussen schon längst verschlossen. Die gewaltigen Hebel der dicken Blechtür waren von aussen durch einen Holzbalken arretiert worden. Da war kein Entkommen. Wir flüchteten in einen der Lüftungsschächte und schrien um Hilfe. Das störte die Bannwaldbande wenig. Es erheiterte

sie sogar. Das war gemein. Ihre Mitglieder waren um Jahre älter als wir. Mindestens schon zwölf! Es kam noch schlimmer. Durch die Schiessscharten warfen sie brennendes Heu auf uns herab, das drohte uns, die Luft zu rauben. Wir traten es so schnell als möglich aus, was aber den beissenden Rauch zunächst nicht verringerte. Wir eilten zum nächsten Schacht. Hier gab es noch Luft. Und irgendwann war doch einer von den Bannwäldlern so vernünftig, die Schleuse zu öffnen. Wir hatten für heute genug von der Alb und zogen in die schützende Bunsenstrasse zurück, wo uns Handwerkliches erwartete.

Wir waren erfolgreich. Schon vor den Längerers gelang es uns, die angerostete Maschinengewehrtrommel zu öffnen und den Gurt herauszuziehen. Patrone für Patrone sprang uns entgegen. Den mörderischen Hintergrund dieser Kriegsrelikte hinterfragten wir nicht. Der Krieg war für uns noch keine moralische Frage. Es gab Überlebende und Sieger.

Die Patronen hatten unser Interesse geweckt: der Reiz des Gefährlichen. Unser Gurt brachte reichlich Munition. Die Spitzen der Patronen waren etwas länger. Unser Verfahren, sie zu knacken, bewährte sich auch hier. Unsere Pulverdose füllte sich allmählich. Wir konnten uns einen ersten Probebrand leisten. Ich füllte eine Prise in Zeitungspapier, rollte es wie Drops und zündete eine Seite an. Kurze Zeit später schoss eine Flamme aus meiner Dropsrolle hervor. Ich war stolz. Ich konnte mit Schiesspulver umgehen wie Vater. Ich hatte mein eigenes Pulver.

Die Funde in der Alb wurden immer magerer. Einmal musste ich mich mit einem einzigen Geschoss begnügen, das zwar um vieles grösser als Gewehrkugeln war. Es war aber leider schon aufgebrochen. Lediglich das Zündhütchen war noch intakt. Ich habe das Geschoss nach Hause gebracht und wollte versuchen, wenigstens das Zündhütchen mit dem Hammer zur Explosion zu bringen. Es gelang mir nicht und so warf ich es in den Aschenkasten unseres Herdes. Wenn die Gaswerke kein Gas lieferten, und das kam oft vor, musste Mutter auch im Sommer den Kohlenherd entzünden, um ein Mittagessen zu kochen. Die glühende Asche vertrug meine Patrone nicht.

Es knallte, Asche stob aus dem Kasten. Es gab Ärger. Merkwürdigerweise hielt sich der in Grenzen. Vor Militärischem hatten die Frauen Respekt. Das war Männersache, und ich sollte ja ein rechter Mann werden, der den Vater ersetzt.

Schlimmere Spiele trieb die Bannwaldbande. Da wurde schon einmal ein Feuer entzündet und Gewehrpatronen hineingeworfen. Ich kann Gott sei Dank berichten, dass in meiner Gegenwart bei solcherlei Experimenten niemand verletzt wurde.

Wie gesagt, die Ausbeute aus der Alb wurde immer magerer und, als Edwin und ich ganz ohne Funde zum Mittagessen nach Hause gingen, fanden wir es schade, keine einzige Patrone in der Tasche zu haben, um die Vorbeifahrt der Strassenbahn etwas attraktiver zu gestalten. Irgendetwas musste vor dem Mittagessen noch geschehen.

Zwischen den Alleebäumen der Kriegsstrasse lagen grosse Sandklumpen. Diese waren in den kräftigen Tüten über die Jahre zusammengebacken, die vorschriftsmässig während des Krieges in den geräumten Speichern der Häuser zu stehen hatten, um auf Brandbomben geschüttet zu werden, sofern die zurückgebliebenen Frauen den Mut dazu hatten.

Statt Patronen könnte man auch einmal einen solchen Sandklumpen auf die Schiene rollen. Gesagt, getan. Edwin und ich beobachteten den «Fünfer», der über Mittag ohne Hänger fuhr, wie er tapfer durch den Ballen raste. Ohne Schiesspatronen konnte man auch Spass haben. Man könnte die Spannung noch erhöhen. Schliesslich fährt eine Strassenbahn auf zwei Schienensträngen. Warum nicht auch beide mit einem schönen grossen Sandklumpen belegen. Der «Vierer» kam mit Hänger. Edwin und ich sassan am Bordstein auf der anderen Strassenseite, um den Mut des Strassenbahnfahrers zu prüfen. Der war offensichtlich nicht so tapfer wie sein Vorgänger. Er legte eine Vollbremsung hin, sah uns am Strassenrand sitzen, ergriff den Weichenknüppel – ein schwerer Metallstab von knapp einem Meter Länge – und raste auf uns zu. Wir hatten eine gute Alleebreite Vorsprung und dünkten uns spurtstark. Es war mir klar, lange konnte der Fahrer nicht mithalten. Er war alt wie alle Männer damals, hatte

seinen schweren Eisenknüppel zu halten und konnte seine Strassenbahn nicht aus den Augen lassen. Leicht hatten wir das Duell gewonnen und konnten uns nicht verkneifen, aus der Ferne zuzusehen, wie der Fahrer die Hindernisse nun selbst von der Schiene räumen musste.

Merkwürdig, als keine Patronen mehr in der Alb gefunden wurden und die kleinen Platzpatronen unter der Strassenbahn ein lautstarkes Ende gefunden hatten, war schnell das Interesse an unserem Pulvervorrat zu Ende gegangen. Es waren noch einige «Dropsrollen» gewickelt, diese vorzugsweise in fremden Treppenhäusern entzündet worden, ohne zu vergessen, die Hausbewohner herauszuklingeln. Dann war es ruhig geworden um unser Pulver, obwohl unsere Vorratsdose noch nahezu halb gefüllt war. Zugegeben, es gab in der späteren pulverlosen Zeit noch eine üble Variante, die Grossen zu ärgern. Die war aber erst zur Winterszeit in Mode gekommen und mangels Nachschub an Material dann auch bald wieder versiegt. Es wurden diesmal «Dropsrollen» aus altem Filmmaterial und Zeitungspapier hergestellt. Damals war dieses Zelluloid noch leicht entflammbar. Zündete man eine Rolle an der einen Seite an, gab es rasch eine Stichflamme. Es gehörte nun etwas Mut dazu, diese wieder auszutreten. Gelang dies, schwelte die «Dropsrolle», einen fürchterlichen Rauch und Gestank verbreitend, vor sich hin. Die Wirkung in einem Treppenhaus will ich nicht ausführlicher beschreiben, obwohl ich mir sicher sein kann, keine Nachahmer mehr unter den heutigen Kindern zu finden. Es gibt dieses Zelluloid nicht mehr!

Edwin und ich hatten, wie gesagt, grosse Schwierigkeiten, neues Material zu beschaffen. Deshalb hatten wir einen Halbtagsmarsch auf uns genommen, um bei Onkel Hermann, der in der Ruppurrer Strasse ein Fotogeschäft betrieb, nachzufragen, ob er nicht irgendwelche Abfälle für uns habe. Er hatte keine.

Es kann sich jeder vorstellen, dass wir uns unter den Alten so keine Freunde erwarben. Es gab so etwas wie Krieg zwischen den Alten und den Jungen. Wir spürten, dass die Grossen klein geworden waren. Wir fühlten die Degradierung der Väter. Sie hatten nichts mehr zu befehlen, draussen in der weiten Welt. Der jüngste GI hatte

mehr Macht. Was den Alten geblieben war, war ihre kleine Welt in der Bunsenstrasse. Hier schien es, konnten sie noch herrschen und zeitweilig brüllen. In welchem Hof wir auch auftauchten, um zu spielen, wurden wir vertrieben. In besonders schlechtem Ruf stand der Eigentümer unseres Nachbarhauses, Herr Geissendörfer. Wo er eine Möglichkeit sah, verjagte er unsere Bande. Den Bruchmann hatte er sogar verdroschen, als er ihn in seinem Hof ergreifen konnte. Einen anderen Kumpel ergriff er auf der Strasse und zog ihm die Ohren lang. Hier musste etwas geschehen. Ich dachte an unser Schiesspulver. Edwin war damit einverstanden, dass wir dieses für den Fall Geissendörfer opfern sollten. Unser in vielen Exkursionen zur Alb gewonnenes Pulver ging in Nachbars Treppenhaus in einer einzigen Stichflamme von formidabler Grösse auf.

Friedlichere Zeiten brachen an der Alb an. Wir beobachteten die Fischlein und Schnecken und mussten aber bald feststellen, dass die Natur nicht immer freundlich ist. Dicke Blutegel saugten sich an unsere Beine. Wir ergriffen sie an ihrem Schwanzende und zogen sie vom Fleisch. Sie hinterliessen rote Placken, und je länger sie unbeobachtet hafteten, je roter war die Hautstelle.

Von irgendwelchen Buben lernten wir, die schnelle Elritze von den Stichlingen zu unterscheiden. Und als ich erfuhr, dass Letztere, nur wenige Zentimeter grosse Fische, auch noch Nester zwischen den Wasserpflanzen bauen sollten, interessierte ich mich für sie. Dass es Fische gibt, die Nester bauen, schien mir wenig glaubhaft. Zumindest war die Sache originell und musste erforscht werden. Mit einem Marmeladeglas aus Mutters Küche musste es gelingen, zwei oder drei dieser Fischlein nach Hause zu schaffen. Dort könnten sie ihre Baukunst vorführen. Gefangen wurden diese Tiere mit der blossen Hand. Das dauerte lange. War aber letztendlich erfolgreich. Ich nahm noch eine Wasserschnecke mit, die ein Posthorn trug, und eine grosse Wasserpflanze, weil ich meinte, die Fische brauchen etwas heimatliche Umgebung, um sich in der Bunsenstrasse wohl zu fühlen.

Mutter erlaubte mir, das grösste Einmachglas aus dem Keller auszusuchen. Das fasste aber nur zwei Liter. Trotzdem musste ins Glas

etwas Sand dazu, meine Pflanze mit dem merkwürdigen Namen «Wasserpest» hinein, und die Schnecke wurde an die Pflanze gesetzt. Vorsichtig goss ich Leitungswasser ein und bald sah das Ganze nach grauer Klossbrühe aus. Diese wollte ich meinen Fischlein nicht zumuten. Mutter meinte, ich sollte etwas warten, bis sich der Nebel im Wasser verzogen habe. Das tat er dann auch einigermaßen. Der Staub sass jetzt auf meiner Pflanze. Durch vorsichtiges Schütteln fiel er aber zu Boden, und ich konnte daran denken, meine Stichlinge in ihre neue Heimat zu übersiedeln. Der Schnecke hatte die Pflanze wohl gefallen. Sie kroch an ihr entlang. Die Stichlinge hingegen stupsten permanent an das Glas. Ich dachte mir, die müssen sich erst daran gewöhnen, dass es für sie aussieht, als lebten sie in einem grossen See. Nur dass man in ihm nicht überall hinschwimmen kann.

Jetzt erst hatte ich Gelegenheit, meine Gefangenen zu betrachten. Es war mir schnell klar, weshalb sie Stichlinge hiessen. Sie hatten auf jeder Seite einen 1 cm langen Stachel, den sie beim Schwimmen am Bauch angelegt trugen. Auf dem Rücken waren nochmals drei etwas kleinere Stachel zu sehen, die ebenfalls in Richtung der Strömung angelegt waren. Manchmal schienen sich die Fische zu strecken und stellten alle Stacheln. Ich konnte mir gut vorstellen, wenn ein grösserer Fisch sie verspeisen wollte, verging ihm schnell der Appetit. Da gab es noch ein Problem. Hunger werden die Tiere bekommen. Einige Brotkrumen konnten da nicht schaden. Brot war zwar sehr knapp bei uns, aber für meine Fische musste es wahrhaftig noch langen. Ich dachte, wenn sie gespeist hätten, seien sie gestärkt für den Nestbau. Material für das Nest schwamm genügend im Glas herum.

Meine Fische dachten nicht daran, ein Nest zu bauen, sondern stupsten den ganzen Nachmittag und den späten Abend, bis ich ins Bett musste, an der Glasscheibe entlang. Diese gebogene Scheibe verzerrte die Fische je nach Blickwinkel, so dass sie mich manchmal gross und hässlich anglotzten. Auch die Kiemen und zuweilen der ganze Leib liessen sie wie ein unheimliches Blechtier erscheinen. Ich hätte Angst vor ihnen haben können, wären sie in Wirklichkeit nicht so klein gewesen.

Beim Einschlafen dachte ich nochmals an meine Stichlinge, nicht ohne sie in mein Abendgebet eingeschlossen zu haben, auf dass es ihnen gut ginge und sie sich in ihrem neuen Heim wohl fühlen mögen.

Kaum war ich aufgewacht, eilte ich auf den Balkon, wo das Einweckglas mit meinen Stichlingen stand, um die Tiere zu begrüßen und ihnen dann das Frühstück zu bringen.

Ein Schreck durchfuhr mich. Ein Tier schnappte an der Oberfläche des Wassers jämmerlich nach Luft. Die anderen beiden lagen bauchoben mit gespreizten Stacheln am Grunde meines Glases im Schlamm. Ich startete eine Rettungsaktion für den übrig gebliebenen Stichling. Mit Ekel zog ich die toten Fischlein aus dem Glas und bedeidigte sie in unserem Garten. Dem übrig gebliebenen Fisch goss ich noch etwas Leitungswasser nach, versorgte ihn mit Brotkrumen, die ihn offensichtlich nicht interessierten. Es dauerte gar nicht sehr lange, und ich musste auch den dritten Fisch bei seinen Kameraden begraben.

Die Schnecke hingegen schien sich wohl zu fühlen. Das war wirklich ein merkwürdiges Tier. Auf ihrer Lauffläche, die man gut sehen konnte, wenn das Vieh an der Glaswand entlang kroch, befand sich so eine Art Zunge. Oder, hätte man besser gesagt, ein Fuss? Diesen bewegte das Tier von oben nach unten und schob sich so langsam vorwärts. Das war lustig anzusehen.

Dummerweise gingen wir wieder zur Alb, und ich habe mir wieder Stichlinge gefangen. Ich habe auch noch ein grösseres Glas gefunden und diesen neuen Tieren ein anderes Heim gerichtet. Am Abend habe ich auch noch viel intensiver um ihr Wohl gebetet. Ich glaube auch, mich zu erinnern, dass sie ein, zwei Tage länger lebten als ihre Vorgänger. Letztlich starben sie aber denselben Märtyrertod. Nester haben sie nie gebaut.

In den folgenden Jahren bin ich dann oft zu Lehrer Fesse Meyer in die Ruppurrer Strasse gepilgert, der in den Katakomben des total zerbombten ehemaligen Lehrerseminars ein geheimnisvolles Vivarium unter primitivsten Bedingungen aufgebaut hatte und dessen Nachfolge noch heute im Landeskundemuseum am Ludwigsplatz zu bewundern ist.

Der Flüchtling

Er war jünger als ich, vielleicht sieben Jahre alt, klein, etwas schüchtern in der fremden Welt, aber mit wachen, mag sein, so gar lustigen Augen. Neugierig stand er irgendwie eines Tages in der Bunsenstrasse. Zunächst sagte er nichts und schaute uns nur an. Seine Hose hing viel zu gross, knielang die dünnen Beine hinunter. Sein Hemdchen war verschlissen. Wie wir trug er Klepperle, das sind Holzsohlen mit Riemchen an die Füsse gebunden. Weil er noch klein war, musste er auch nicht seine Kräfte mit uns messen. Er lief hinter uns her. Er störte nicht, und es machte ihm sichtlich Spass, bei uns zu sein. Nur sprechen, das konnte er anscheinend nicht. Er konnte staunen, etwa über das verrottete, reifenlose Auto, das am Ende der Strasse stand und mit dem man so herrlich den Mann im Erdgeschoss ärgern konnte, indem man laut und häufig die Autotüren und den Kofferraumdeckel knallen liess. Stürzte der Gereizte aus seinem Haus, um sich an uns zu rächen, erwies sich unser neues Bandenmitglied als genau so flink wie wir, so dass sich der Jäger ohne Beute bald wieder in sein Erdgeschoss zurückziehen musste.

Man sagte, das scheue, schweigende Kind sei ein Flüchtling. Ihm schien das Leben in einer grossen Stadt fremd. Die Elektrische, die alle zwei oder drei Minuten die Bunsenstrasse querte, war wohl etwas völlig Neues für ihn. Er schien vor ihr Angst zu haben und bestaunte sie zugleich. Personenwagen tauchten in der «Bunsen» höchst selten auf und Lastwagen fahren – wenn überhaupt – in der Weinbrenner- oder Kriegsstrasse. In unsere Strasse kamen die nie. Dann gab es allerdings noch ein angsterregendes Monster, das auch

nur selten auftauchte. Von uns Stadtkindern mit grossem Hallo begrüsst, vom Flüchtling wieder ängstlich beäugt, das Lobberle. Das war zunächst ein grosser eiserner Glaskasten, in dem eine Dampfmaschine stand, die das Ungeheuer antrieb, das auf schmaler Spur durch die Weinbrennerstrasse in Richtung Westbahnhof oder Munitionsfabrik dampfte und eine Reihe von Güterwagen, auf Lafetten gestellt, hinter sich herzog.

All diese Fahrzeuge erzeugten in unserem Flüchtling eine Angstlust, die ihn besetzt hielt. Ich erinnere mich, dass eines Tages Herr Professor Breschs Schwiegersohn mit seinem Mercedes in unserer Strasse auftauchte. Das war eine bestaunenswerte Sache. Dieser Mann war ein hohes Tier, der nicht hatte in den Krieg gehen müssen und ein Auto besass. Wir hielten Maulaffen feil und machten grosse Augen. Unser Flüchtling muss allerdings die grössten Augen gemacht haben. So gross, dass Herr Breschs Tochter, Isolde, dem unbändigen Verlangen des Kindes nicht widerstehen konnte, und ihren Mann bat, den Buben ins Auto steigen zu lassen, um mit ihm ein Quadrat abzufahren. Voller Stolz entstieg er dem Wagen. Vielleicht war dies seine erste Autofahrt. Er hatte ein Stück Angst vor diesen motorisierten Ungeheuern verloren.

Kam unser Flüchtlingskind von irgendwoher, wo es all diese Strassenbahnen, Lobberle und Lastwagen nicht gab? Verraten hat er es uns nicht. Sprechen, das wollte oder konnte der Neue nicht. Was man auch mit ihm probierte, er hörte zu, verstand uns, machte unsere Streiche mit, wortlos. Bestenfalls mitbrüllen konnte er, wenn es galt, damit jemanden zu ärgern.

Was wussten wir schon über Flüchtlinge. Es waren Leute, die plötzlich aufgetaucht waren, nachdem keine Bomben mehr fielen.

Sonntags kleideten sich manche von ihnen sehr merkwürdig. In St. Bonifaz tauchten Frauen auf, wie man noch keine gesehen hatte. Die trugen weite schwarze Faltenröcke mit bunter Schürze. Darunter lugten rote Strümpfe hervor, die wiederum in Schnallenschuhen steckten. Unwahrscheinlich bunt ging es oberhalb der Röcke zu: blumenbestückte Blusen waren von noch farbigeren Schals überlagert, und was sich auf dem Kopf abspielte, übertrumpfte die Hauben der Nonnen von St. Lioba.

Gesprochen habe ich allerdings mit diesen merkwürdigen Fremden nie. Genau genommen kannte ich ja nur ein Kind von diesen Seltsamen, und das sprach eben nicht. Besser gesagt, zunächst nicht.

Tagelang hatte er kein einziges Wort über seine Lippen gebracht. Bis er plötzlich uns über einen Lastwagen befragte, der mit zwei Hängern durch die Kriegsstrasse fuhr. Das war kein Karlsruher. So spricht kein Karlsruher. Überhaupt, wie kann man so merkwürdig sprechen? Eigentlich brauchten wir ihn nicht. Er war noch zu klein und konnte unserer Strassenbande nicht viel einbringen. Wir brauchten Stärke, wollten wir gegen die Angriffe der Bannwaldbande gewappnet sein. Er durfte weiter mitlaufen, zu sagen hatte er nichts, der Fremde. Einen Namen hatte er auch nicht. Er war der Flüchtling, und Flüchtlinge, das waren Leute, die nichts besaßen, in unsere Wohnungen einquartiert worden waren, wo ohnehin schon die Ausgebombten sassen.

Wahrscheinlich hätte ich ihn schon längst vergessen, hätte es eines Nachmittags in unserem Wohnzimmer nicht laut gekracht. Genauer, ich muss wohl an meinen Schulaufgaben gesessen haben, als es an einer Scheibe des Wohnzimmerfensters einen Knall tat. Indem ich sofort aufblickte, sah ich ein kleines Loch in der Scheibe und einen grossen Riss von einem Holm zum anderen verlaufen. Mutter und ich flitzten zum Fenster. Draussen auf der anderen Seite der Strasse stand der Flüchtling mit seinen grossen Augen, die inzwischen noch grösser geworden waren, eine Wäscheklammer in der Hand, an der das Gummi eines Einmachglases baumelte. Er stand da wie angewurzelt. Besser wäre er weggerannt. Ich stürzte auf die Strasse in einem Tempo, das dem Erdgeschossmann vom oberen Ende der Bunsenstrasse alle Ehre gemacht hätte. Es war mir ein Leichtes, den Täter zu fassen, der sich immer noch an seine Tatwaffe klammerte. Er begann zu heulen. Meine Mutter kam auch auf die Strasse. Davon wurde die Scheibe aber auch nicht heil. Seine Eltern sollten kommen.

Es kam eine dünne, verhärmte Frau. Hätte sie das Geld gehabt, die Scheibe zu bezahlen, es hätte nichts genutzt. Glas gab es keines zu kaufen. Des Flüchtlings Mutter konnte uns nur von des Sohnes Reue

berichten, und dass er in die Kirche gegangen sei und gebetet habe, die Scheibe möge wieder ganz werden.

Es geschah kein Wunder. Zwei kleine Stoffflicken wurden geschnitten, beidseitig auf das Loch in der Scheibe geklebt, nachdem dieses mit etwas Watte verstopft worden war. Die so reparierte Scheibe hielt viele Jahre, bis es wieder Glas zu kaufen gab.

So war der Sommer vergangen und es war Spätherbst geworden. Die Bunsenstrasse wurde leer. Beim Einkaufen oder beim seltenen Schulunterricht sah man noch den einen oder anderen der Freunde. Das Leben hatte sich in die spärlich beheizten Wohnzimmer verlagert. Dicht waren die Wohnungen mit Menschen bevölkert, die sich vor Kurzem noch nicht kannten. In welchem Haus unser Flüchtling mit seiner Mutter untergekommen war, wusste ich nicht. Wir waren eben eine Strassenbande und keine Zimmerbande. Nach Hause konnte man zum Spielen bestenfalls einen Freund mitnehmen. Platz für eine ganze Bande gab es da nicht.

Mir unvergessen blieb der Flüchtling, ohne Namen, durch das Schreckliche, was dann geschah. In der Weinbrennerstrasse lief er rückwärts gehend in einen Mehltransporter zwischen Motorwagen und Hänger. Er war mit dem Stadtleben nicht zurechtgekommen.

Blut

Wir sind oft gestürzt. Ein Grind auf dem Knie war wie ein Markenzeichen. Mal war er klein, mal grösser, und wenn es ganz schlimm kam, legte sich nach wenigen Tagen ein gelber Rand um das braunrote Wundmal. Eiter. Die Haut spannte. Es juckte am Knie, und man hatte Lust, den Grind abzuheben. Das gelang auch manchmal. Dann hatte man das Braunrote in der Hand, dessen andere Seite aussah, als sei sie dünn mit Vanillepudding bestrichen. Mutter durfte dergleichen Operationen nicht sehen. Nach solch unbeherrschter Tat könne alles noch viel schlimmer werden. Meist kam es zu einem eigenmächtigen Eingriff überhaupt nicht. Noch ehe die Wunde dick anschwellen konnte, gab es zweierlei Prozeduren: Hatte man Pech, gab es «Jod» auf die Wunde. Eine schreckliche rote Alkoholtinktur, die vom Betroffenen einige heldische Minuten abforderte, bis der Alkohol verdunstet war oder die Schmerzrezeptoren keine Lust mehr hatten zu arbeiten. Die Jodbehandlung färbte die Wunde rot ein. Das Wundbild dramatisierte sich. Die Verletzung erschien jetzt eindrucksvoller, was dem Betroffenen einiges Bedauern sicherte, zumindest bei alten Tanten. Hatte sich allerdings schon ein gelber Rand um den Grind gebildet, griff Mutter zur Ichthyol-Salbe. Das war eine schwarze Schmiere von merkwürdigem Geruch, die sich aus einer alten Tube zäh wie ein Wurm herausquälte. War die schwarze Pampe über die ganze Wunde und insbesondere über den gelben Rand gestrichen worden, bedurfte es eines Verbandes, womit man im günstigen Falle noch mehr Mitleid schinden konnte. Verbandsmaterial hatten wir noch. Es stammte aus Beständen, die mein Vater als toter

Soldat hinterlassen hatte. Es waren leinene, wasserdichte Päckchen, die aufgerissen eine weissgelbe, dünne Binde freigaben. Die Ichthyol-Behandlung hatte neben dem erhöhten Mitleideffekt noch einen weiteren Vorteil, sie war schmerzfrei. Ichthyol, hiess es, ziehe die Wunde zusammen und presse den Eiter heraus. Das böse Ende konnte dennoch kommen. Nach Tagen konnte die ganze Pampe mit der Binde eine feste Verbindung eingegangen sein. Da gab es nur eines: Wasser auf die Binde – hau ruck – au. Die Binde sah dann von innen betrachtet... wir kennen die Sache vom Vanillepudding schon. Im Sommer mochte die Prozedur noch ertragbar gewesen sein, im Winter hingegen verkomplizierte sich der Prozess. Da gab es die langen, wollenen Strümpfe, die oben an das Leibchen mit Strapsen geknüpft waren. Hatte der Grind sich erst einmal mit der Wolle verbunden, bedarf es weniger Phantasie, sich das Abziehen vom Knie vorzustellen. So selten war diese Prozedur nicht. Wer mochte auf das Spiel im Hof oder auf der Strasse eines blutenden Knies wegen verzichten? Oder gar eines solchen Unfalls wegen, vom Unterricht nach Hause geschickt zu werden, war erst recht nicht vorstellbar. Im Übrigen kam noch hinzu, dass nicht nur ein Loch im Knie entstanden war, das schliesslich wieder von alleine heilte, schlimmer konnte das Loch im Strumpf sein, das mit den raren Mitteln der damaligen Zeit wieder gestopft werden musste.

All das hört sich so an, als seien wir tapfere Helden gewesen. Nicht immer – ich zeigte besondere Schwächen, wenn das Blut bei anderen floss.

Bei der Schroth'schen Bäckerei war mein Bruder auf den Kopf gefallen. Er blutete an der Stirn, und der rote Saft lief ihm ins Gesicht. Ich bekam es mit der Angst zu tun und lief nach Hause, Hilfe zu holen. Das brachte mir einen heftigen Tadel ein. Ich hätte ihn nach Hause begleiten sollen, was allerdings die Kameraden bewerkstelligten. Er traf wenige Minuten später ein.

Ich hatte zugehört: Der Überbringer der schlechten Nachricht ist nicht der Held, sondern der Samariter.

Es brauchte überhaupt keiner langen Zeit, um das Gelernte in die Tat umzusetzen. Der Westbahnhof war nicht so weit entfernt, als

dass dieser nicht in unsere Forschungsreisen miteinbezogen hätte werden können. So ein Bahnhof ist interessant. Da tut sich was. Wir trauten uns viel zu. Die Bahnaufsicht schien uns nicht gefährlich. Junge Beamte, die uns hätten einfangen und prügeln können, gab es keine – den alten konnten wir davonlaufen, was dem Leser schon hinlänglich bekannt ist. Die Eisenbahner mussten sich auf Drohen und Brüllen beschränken.

Für die heutige Expedition fanden sich keine Interessenten, weshalb sich mein Bruder und ich alleine auf die Socken machten. Der Personenverkehr am Westbahnhof beschränkte sich auf einige wenige Regionalzüge in die Pfalz. Da gab es nicht viel, was unser Interesse hätte wecken können. Anders sah das auf dem Güterbahnhof aus. In dieser frühen Nachkriegszeit bewegte sich allerdings noch wenig auf den Schienen und, was sich regte, schien müde. Dennoch inspizierten wir mit Interesse die Anlagen, die leidlich nach den Bombenangriffen wieder zusammengeflickt waren. Es paffte die eine oder andere Rangierlok mühselig auf den Geleisen. Wir stolperten über Weichen, schauten in halb zerbombte Schuppen, versteckten uns vor einem brüllenden Bahnbeamten und entdeckten auf Rungewagen geheimnisvolle Maschinen, die mit Zeltplanen teilweise abgedeckt waren. Wir erkletterten die Wagen und schauten nach den Maschinen. Mechanische Dinge hatten mich immer neugierig gemacht. Das kam vielleicht durch die häufige Beschäftigung in den Wintertagen mit dem Märklin-Metallbaukasten, der noch von meinem Vater geblieben war. Plötzlich tat es einen gewaltigen Ruck. Die Puffer der Wagen krachten aneinander, und unsere Wagen setzten sich in Bewegung. Zu spät hatten wir bemerkt, dass eine Rangierlok auf die Wagen aufgelaufen war und diese jetzt vor sich herschob. Langsam setzte sich unser Güterzug in Bewegung. Edwin war auf einem anderen Wagen als ich. Er machte sich bereit zum Sprung und warf sich auf eine Laderampe, die unser Zug gerade passierte. Er stürzte. Ich sprang nicht. Ein gestikulierender Bahnbeamter auf der anderen Seite konnte uns, solange der Zug vorbeifuhr, nicht gefährlich werden, auch hoffte ich darauf, dass diese Wagen nur verschoben werden sollten und noch keine lange Reise vor sich hatten. So

war es auch, die Wagen rollten aus, und ich sprang. Jetzt galt es, meinen Bruder vor dem Blaubemützten zu retten. Er war wieder auf den Beinen und eilte die Treppe am Ende der Rampe herunter. Dem Bahnbeamten war durch das Rangieren der Weg über die Gleise schon fast freigegeben. Nur noch wenige Wagen schützten uns vor dem Zugriff des Blauen. Der wusste nicht recht, wen er von uns als Ersten verfolgen sollte: den Angeschlagenen oder mich. Wir entkamen beide.

Für heute hatten wir genug «Westbahnhof». Wir machten uns auf den Heimweg. Der Gefahr entronnen und im Bewusstsein, dass von diesem Abenteuer kein Sterbenswörtchen meine Mutter erfahren durfte, denn sonst hätte sie mir sicher das gegeben, was dem Blauen nicht gelungen war, trotteten wir in Richtung Bunsenstrasse. Auf der Albrücke angekommen, fuhr mir der Schreck in die Knochen. Edwin hatte zwar geklagt, der Kopf tue ihm weh. Was ich jetzt sah, entsetzte mich. Aus seinem Hinterkopf floss ein Bächlein Blut, das seine Quelle nicht eindeutig freigab. Es quoll einfach so aus den Haaren des Hinterhauptes, was mich viel mehr erschreckte, als es der Blaue hatte können. Edwin wird doch nicht sterben müssen. Hilfe holen! Nein. Ich hatte gelernt, vor Ort durchzuhalten. Das fiel mir schwer. Die Kriegsstrasse zog sich endlos lange hin, und der Blutstrom rann und rann, zunächst den Hals hinunter und dann in den Hemdkragen. Hoffentlich hält mein Brüderchen noch bis zur Bunsenstrasse durch. Liebigstrasse, Hübschstrasse, Bunsenstrasse. Was wir Mutter erzählt haben, habe ich verdrängt.

Die Äpfel vom Buchenauer Hof

Der Buchenauer Hof liegt nur eine knappe Autostunde von Karlsruhe entfernt. Heute! In den Hungerjahren nach dem grossen Krieg war dies anders. Da war er fast eine Tagesreise entfernt.

Es war wieder einmal Sommer. Einer von den ganz langen Sommern, die es nur in der Kindheit gibt. Edwin und ich sollten in Erholung geschickt werden. Hierzu war «Untergewicht» erforderlich. Wir konnten beide den notwendigen Abmagerungsgrad auf der Waage des Caritasverbandes nachweisen und brachten somit die Voraussetzung für die Verschickung ins Kinderheim mit. Drei Reichsmark pro Kind und Tag mussten von Mutter berappt werden, und die Reise war gesichert. Wie uns Mutter viele Jahre später gestand, war dieser Heimaufenthalt die Ultima Ratio. Acht Zentner Kartoffeln hatten wir drei den Winter über gegessen. Der Vorrat war aufgebraucht und die neue Ernte noch nicht in Sicht. Es wäre der reine Hunger angesagt gewesen, hätte die Zeit bis zur neuen Kartoffelernte nicht durch den Aufenthalt im Heim überbrückt werden können.

So standen wir eines Morgens – ich meine in der Sophien-Strasse – bereit, die Reise anzutreten. Jeder von uns beiden hatte einen Rucksack auf. Keine ungewohnte Sache. Das kannten wir von Hamsterfahrten mit der Eisenbahn in den Kraichgau.

Zum Buchenauer Hof sollte es aber nicht mit der eisernen Bahn gehen. Hierfür war ein Lastwagen vorgesehen, der uns an diesen unbekanntem Ort bringen sollte.

Der kam auch bald: Ein dreiachsiger Lastwagen der amerikanischen Streitkräfte. So hiess das bei uns allerdings nicht: es war ein

Amilaster mit zwei Amis im Führerhaus. Das Führerhaus war offen und hatte einen kreisrunden Aufbau, auf den eigentlich ein Maschinengewehr gehörte. Das hatten die Soldaten nicht mitgebracht. Wir kletterten auf die ebenfalls offene Pritsche des Wagens, wo in Längsrichtung vier Reihen Bierbänke aufgestellt waren. Die Mitreisenden kannten wir nicht, Jungen und Mädchen aus der ganzen Stadt – eben alle mit Untergewicht; leicht zu finden in jenen Tagen. Ob uns jemand begleitete, weiss ich nicht mehr. Vielleicht reiste die Kinder­schar alleine auf der Ladefläche. Das war lustig, auf so einem offenen Wagen durch die Stadt zu fahren, zudem bequem, denn meist waren wir zu Fuss unterwegs, ausgenommen, Mutti zückte das grün umrandete Heftchen für die Strassenbahn.

Bald waren wir über die von Trümmern freigeschaufelten Strassen der Innenstadt zum Durlacher Tor gekommen und von da aus zum Karlsruher Kleeblatt der Autobahn. Das muss auch einmal betont werden: In Karlsruhe gab es schon vor dem Krieg eine solche Kreuzung! Jetzt ging es auf die Autobahn, und der Zugwind nahm zu. Es war aber gar nicht schlimm. Die Lastwagen fuhren zu jener Zeit noch nicht einmal halb so schnell wie heute. Heruntergefallen ist auch keiner, und nachdem die ersten Kinder bei Kurvenfahrten ihre Finger zwischen Bordwand und Bank eingeklemmt hatten, war das den anderen eine Lehre, wo man die Hände besser nicht hinbringt.

Konkurrenz gab es auf der Autobahn fast keine. Hie und da kam ein Wagen entgegen. Die Bahnen hatten noch keine Leitplanken und waren erheblich schmaler als heute. Mit der Zeit wurde die Strasse für uns Reisende öde und uninteressant. Mit den Nachbarn konnte man sich auch nicht so recht unterhalten. Da war es wieder zu laut und der Fahrtwind zu heftig. Für uns Kinder dauerte die Reise lang. Endlich verliessen wir die Autobahn, durchfuhren irgendwelche ländlichen Orte und hielten dann auf einem grossen mit Bäumen bestandenen Vorplatz eines Herrenhauses. Das also war der Buchenauer Hof.

Man darf sich den Anblick recht romantisch vorstellen. Ein Sommernachmittag. Die Ruhe jener Jahre ohne Motoren. Es öffnete sich sogleich die grosse Eingangstür, und eine freundliche Nonne kam die kleine Freitreppe herab auf uns zu. Damals mussten die Kinder nicht aufgefordert werden abzusteigen oder gar eine Leiter angebracht werden, um gefahrlos vom Fahrzeug zu kommen. Im Klettern waren wir alle geübt und ängstlich schon gar nicht.

Die Nonne brachte uns in den Empfangsraum, und als Erstes wurden die Buben von den Mädchen getrennt. Dies schien wichtig. Eine zweite und eine dritte Nonne kamen und brachten uns samt Gepäck in die Schlafsäle. Dieses grosse Landhaus hatte sicher schon bessere Jahre gesehen. Als Kind hat man dafür aber nur einen beschränkten Sinn.

Im Obergeschoss fand sich der Saal, in den Edwin und ich mit noch weiteren zehn oder zwölf Jungen gebracht wurden. Eine Nonne wies jedem ein Bett zu, und der Inhalt unserer Rucksäcke oder Koffer sollte in Schränke gesetzt werden. Ich hatte einen für meine Körpergrösse überdimensionalen Rucksack dabei, der kaum halb mit Kleidern gefüllt war, was sich, wie wir später sehen werden, als sehr zweckmässig erwies. Den kleineren Rucksack, den wir noch besaßen, trug mein Bruder.

Es wurde uns noch ein Waschraum gezeigt, wieder streng von den Mädchen getrennt. In diesem Raum sollte man seine mitgebrachten Waschlappen, Handtücher und Zahnbürsten deponieren. Es stellte sich bald heraus, dass es Kinder gab, die noch nichts von einer Zahnbürste gehört hatten oder zumindest keine besaßen. Die Nonne wusste zu helfen. Aus einer Spende des amerikanischen Blauen Kreuzes gab es für diese Kinder Zahnbürste und Creme. Wie blöd, dass Edwin und ich dergleichen dabei hatten. Diese Kosten hätten wir Mutter ersparen können. Morgens und abends, wurde uns angedroht, müsse man sich mit freiem Oberkörper waschen. Gott sei Dank, es war Sommer, und wie man sieht, waren wir noch weit von den Zeiten der täglichen Dusche entfernt.

Der Leser ahnt schon längst, dass es in dieser Geschichte auch gar nicht um Körperpflege geht, sondern schlicht ums Essen oder noch schärfer ums Nichtverhungern.

Zu einem Herrenhaus gehört im Allgemeinen ein Gut, und das hatte uns zu ernähren, und zwar ganz einfach in der Reihenfolge, wie die Früchte reif wurden. So kann man die sechs Wochen Sommerfrische in zwei Phasen einteilen. Die ersten drei Wochen: Kartoffeln mit Spinat. Mittags und abends natürlich. Und die zweite Phase: Kartoffeln mit Erbsen. Wiederum mittags und abends. Kartoffeln gab es also hier noch soviel man wollte. Mit dem Frühstück war es da schon etwas schwieriger. Es gab so eine Art Brot mit einem roten Aufstrich nebst Lindenblütentee.

Mit dem Lindenblütentee sind wir auch schon wieder mitten in meiner Geschichte. Wir hatten also Schlafsaal und Waschraum besichtigt, und es war dieser schöne sommerliche Spätnachmittag. Wir wurden in eine Laube geführt mit Tischen und Bänken. Da sassen schon manch alte Hasen, und wir Neue konnten uns dazusetzen. Wir waren nicht die Jüngsten, und das ist schon einmal gut. Ich war schon bald zehn Jahre alt, und in diesem Alter muss man sich nicht mehr alles gefallen lassen. Wie es mit meinem Hunger stand, weiss ich nicht mehr. Edwins Hunger muss beachtlich gewesen sein. Jeder bekam einen Riegel Gebackenes, etwa in der Grösse, dem Aussehen und der Form eines Hundekuchens. Zu allem Überfluss war dieses Gebäck noch mit einem hauch porenfüllender Margarine bestrichen. Eine Köstlichkeit! Leider eben nur eine. Jeder hatte nur einen solchen Riegel bekommen. Der war schnell weg. Mein Nachbar hatte dabei eine Technik zur Verlängerung des Genusses entwickelt. Er schob dieses Gebäck ein ordentliches Stück in den Mund, wie es seinem Hunger entsprach, zog es wieder vorsichtig heraus und biss nur ein kleines Stückchen ab. Das wiederholte er so oft als möglich, nicht ohne einen Schluck Tee dazwischen genommen zu haben. Edwin und ich hingegen hatten schon längst unser Stückchen gegessen. Der Hunger war geblieben. Edwin versuchte, ihn mit Lindenblütentee zu bekämpfen. Er trank und trank: dreizehn Tassen. Eine beachtliche Leistung für einen Achtjährigen.

Unser unmässiges Teetrinken hatte in keiner Weise Folgen. Das Sammeln von Lindenblüten oblag den Mädchen. Im Innenhof des Gutes stand ein riesiger Lindenbaum, der genügend Tee für das folgende Jahr wachsen liess, und wir wissen doch: Mädchen haben Spass am Sammeln!

Zu früh gefreut, auch wir Buben wurden Sammler, nur eben andere. Das zeigte sich schon bald. Gestärkt von eben diesem Lindenblütentee zogen wir mit unserer Nonne durch Wald und Flur um zu sehen, ob es da etwas zu sammeln gäbe. Und ob! Da gab es die Brombeere mit ihren herrlichen Stacheln, die winzige Walderdbeere, von der man nicht satt wird, auch wenn man schon ein ganzes Hundert gegessen hat, und nicht zuletzt die aromatische Himbeere. Nein nicht die aus des Gärtners fleissiger Hand. Nein, die aus dem Wald! Zwar ertragreicher als die Erdbeere, aber gefunden will sie auch einmal sein, und auf die Dauer sind auch deren Stacheln nicht zu unterschätzen. Aber was sammelt man nicht alles, wenn man Hunger hat.

So vergingen die ersten Tage. Auch wenn ich als Städter nicht den Blick des Landmannes besass und meine Sinne an anderem geschult waren, so entgingen meinem gierigen Auge nicht die heranreifenden Früchte an den Bäumen. Zugegeben, sie waren meist noch sehr grün, aber im parkähnlichen Garten des Herrenhauses reiften Pfirsiche, oder waren es Aprikosen? Auf jeden Fall sollte man sie nicht aus den Augen verlieren, denn wenige von diesen Früchten waren mehr als hundert von den Walderdbeeren. Strategisch stand der Baum ungünstig. Es durfte niemand in der Nähe sein, wenn es an die Ernte ging. Und dann gab es noch ein ganz anderes Problem: das mit dem schlechten Gewissen.

Zu jener Zeit war ich zwar noch nicht im Beichtunterricht gewesen, brauchte also nichts über Sünden und Sündenstrafen zu wissen, aber so ganz wohl war es mir bei diesen Gedanken nicht. Nun gut, das Problem musste jetzt noch nicht entschieden werden, wie ein Test zeigte, waren die Früchte noch zu hart.

So ein Hunger quält. Bald war wieder Mittagessenszeit, und die Kartoffeln kamen mit Spinat – es war die Spinatzeit, wie wir wissen.

Und auf den nachmittäglichen Lindenblütentee durften wir uns auch freuen, bis dann der Abend kam, wir wieder in der Laube sassen bei Kartoffeln mit Spinat und unseren Durst stillten mit Lindenblütentee. Um eventueller Unzufriedenheit vorzubeugen, wusste eine Nonne von Zeit zu Zeit Hungergeschichten zu erzählen. So etwa von vertriebenen Müttern, die Blätter kauten, um sie ihren hungernden Kleinkindern zu verfüttern.

Ich glaube, es wäre ungerecht, die Nonnen zu schelten ob ihrer eintönigen Küche. Die waren nämlich ganz schön hilflos. Sie waren vor Kurzem aus Breslau vertrieben worden, hatten selbst nichts und waren auf das angewiesen, was sie für uns Kinder ergattern konnten. Das war manchmal sehr ärmlich. Hatte sich einer von uns verletzt, bekam er von der Krankenschwester aus einem grossen Topf Salbe auf die Wunde gestrichen. Als Verband diente Klopapier. Ein solcher Verband hält nicht lange! Apropos Klopapier: das war rar und rationiert.

Zurück: das wichtigste Thema war das Essen. Und die Früchte an den Bäumen reiften. Es war herrlich warm, so warm, dass die Nonnen es wagten, etwas Wasser in ein Schwimmbecken einlaufen zu lassen. Wie schon berichtet, dieses Herrenhaus hatte schon bessere Zeiten gesehen. Davon zeugte ein Teehaus – wahrscheinlich wurde darin und damals kein Lindenblütentee getrunken – und daneben ein kleines Schwimmbad, von einer Pergola umgeben. Das überfließende Wasser strömte einen kleinen Wasserfall hinab in den Park – wo mein Pfirsichbaum stand –, nochmals durch ein kleines Zierbecken, bis es einen Rasen durchquerte und irgendwo im Nutzgarten verschwand. Ich spreche schon von meinem Pfirsichbaum, wollte doch von dem Bad erzählen, in das die Nonnen nur wenige Zentimeter Wasser hatten einlaufen lassen, auf dass ja keiner ertrinken könne. Es machte trotzdem Spass, und nachdem wir gebadet hatten, durften auch die Mädchen ins Nass, allerdings nicht unter unseren Augen. Und dann war es schon wieder Abend in der Laube bei Kartoffeln, Spinat und Lindenblütentee.

Die ersten Wochen verstrichen, und die Spinatzeit ging in die Erbsenzeit über. Nicht ganz abrupt, was im Speiseplan eine gewisse

Zweigleisigkeit aufkommen liess. Und es trat noch eine weitere Verbesserung ein. Der Buchenauer Hof hatte ausgedehnte Ländereien und manchen Apfelbaum entlang der Chaussee stehen. Fallobst durfte gesammelt werden! Nun haben es die Bäume an sich, dass sie sich schon vor der Erntezeit von manchem Apfel verabschieden. Meist sind es nicht die besten Äpfel, die dann am Boden liegen. Das sind die mit den Würmern drinnen. Für uns waren sie trotzdem vortrefflich. Ich vergesse nie den Geschmack dieser grasgrünen Äpfel.

Wir waren viele hungrige Mäuler, und nur wenige Äpfel fielen von den Bäumen, und immer war eine Nonne dabei. Man hätte alleine sein müssen!

Dazu ergab sich eine grossartige Gelegenheit. Der Buchenauer Hof hatte einen eigenen Kaplan. Der Salon war zur Kapelle umgestaltet worden, und es gab sogar ein Harmonium darinnen. Was fehlte, waren Ministranten. Für Mädchen war zu jener Zeit der Dienst am Altar verschlossen. So stellte sich die Frage an uns Knaben, wer etwas Latein lernen wolle, um Ministrant zu werden. Die Ministrantenstunde sollte am Morgen sein, und ich rechnete mir ein Stück Freiheit aus, wenn ich mich hierzu meldete.

Introibo ad altar e Dei.

Ad Deum, qui laetificat, juventutem meam.

*Judica me, Deus, et discérne causam meam de gente non sancta:
ab hómine iníquo et dolóso érué me.*

Quia tu es, Deus, fortitúdo mea:

*quare me reppulisti, et quare tristis incédo, dum affligit me
inimícus?*

Es hat sich gelohnt, die lateinischen Psalmen und Gebete zu lernen. Man war gleich jemand anderes, vom Kaplan zum Altardienst benötigt, bei den Nonnen deshalb angesehen und vor allem, ich musste nicht mehr mit der Herde morgens in den Wald. So lange dauerte die Ministrantenstunde nun auch wieder nicht, und wir vier Messdiener hatten frei bis zum Mittagessen. Jetzt hatte man Zeit, in Ruhe den Stand der Ernte zu inspizieren.

Da waren nun zuerst mal die Apfelbäume entlang der Chaussee mit diesen herrlichen, grünen Äpfeln. Zugegeben, es waren seit dem Vorbeimarsch der Kameraden vor einer Stunde kaum neue Äpfel von den Bäumen gefallen, denn übersehen hatten die Buben sicher keinen. Und wie schon beschrieben, die besseren Äpfel hingen ja noch an den Zweigen. Es hätte ein Windstoss kommen müssen. Weit und breit war niemand zu sehen. Der Sommermorgen glänzte, und ein erster Apfel fehlte am Baum. Nein, wir waren ja vier! Es fehlten wohl vier Äpfel. Nicht welche von den fauligen, wurmigen am Boden. Es waren herrliche Äpfel. Eine unvorstellbare Abwechslung im Speiseplan. Es gab viele Apfelbäume entlang der Strasse. Manch einer hatte einen Apfel abzugeben. Ein wundervoller Morgen. Satt und frei im Grase liegend, wir vier Ministranten.

Es gab jeden Tag Ministrantenstunde und jeden Tag frische Äpfel. Varietas delectat. Da gab es auch noch den Pfirsichbaum im Park! Ich wusste, darauf hatten die Nonnen einen Blick geworfen. Ich war durch die Nonne am Harmonium informiert. Zu dieser hatte ich nämlich eine besondere Beziehung. Die Schwestern, die für uns einen fremdländischen Dialekt sprachen, waren in vielem hilflos. So erzählte mir die Schwester am Harmonium, dass sie früher nur Krabbelkinder betreut hätten – wer sagt im Badischen schon Krabbelkinder? Deshalb habe sie keine Lieder für uns. Ich könne doch so schön singen, ob ich ihr nicht meine Lieder vorsingen könne, und sie notiere Text und Noten. Das tat ich bereitwillig. Ich stand neben dem Harmonium, sang eine Zeile vor, die Nonne probierte die Melodie nachzuspielen und wenn ich mit der Melodie einverstanden war, notierte sie. Ich sang viele meiner Lieder vor, die ich in St. Bonifatius, meiner Kirchengemeinde in Karlsruhe, oder sonst wo gelernt hatte, und die Nonne notierte fleissig, jetzt immer nach der Ministrantenstunde über Tage hinweg. Das Harmonium stand in einem dekorativ mit Glas verkleideten grossen Erker des zur Kapelle umgewerteten Saals des Herrenhauses, keine fünfzig Meter von meinem Pfirsichbaum entfernt.

Dort hingen die reifen Pfirsiche, meine Kameraden klauten die grünen Äpfel, und ich sang der Nonne vor. Dass die von unserem Treiben wusste, es zumindest ahnte oder duldete, konnte ich später erfahren. Allein, vom Pfirsichbaum hätte ich lassen sollen. Die strategisch ungünstige Lage des Baumes hatte zur Folge, dass mein Ruf als Ministrant und Sänger für einige Zeit lädiert war und ich mich weiterhin mit den grünen Äpfeln bescheiden musste, bis irgendwann der Magen streikte. Ich kam auf die Krankenstation. Als Einziger. Dort herrschte eine griesgrämige Nonne, die mir Kohlepulver gab, das ich schlucken sollte. Das konnte man gar nicht schlucken. Denn selbst wenn man, gutwillig oder weil es allzu heftig im Gebälk zog, notgedrungen einen Teelöffel davon in den Mund genommen hatte, blieb einem im wahrsten Sinne des Wortes die Spucke weg. Da gab es gar nichts mehr zu schlucken, so trocken wurde es mir im Mund. Und wenn wieder etwas Speichel gekommen war, dann diente er zunächst nur dazu, aus dem Ganzen einen schwarzen Kleister zu machen, der mir den Mund tapezierte. Der Nonne gefiel das gar nicht. Ich solle mich nicht so anstellen. Meine Krankheit käme ausschliesslich von den vielen grünen Äpfeln, die ich stibitzt habe, und der liebe Gott bestrafe das. Es war schwer, sich mit einem Mund voll Kohlestaub erfolgreich zu verteidigen: Das käme niemals von den Äpfeln. Schuld seien die Erbsen jeden Mittag und Abend. Das verträge der beste Magen nicht. Durch meine Argumentation verbesserte sich unsere Beziehung nicht. Bei solch einer Krankheit müsse man zunächst fasten. Ausser Möhrenbrei und Kamillentee gäbe es nichts. Wer sagt in Baden schon Möhren? Und so schmeckten sie auch. Der Leser wird zwar meinen, die gelbe Rübe sei eine weitere Abwechslung in meinem Speiseplan gewesen. So wie diese aber schmeckten, hätte ich darauf verzichten können. Auch der Kamillentee war nicht meine Sache. Am schlimmsten aber war, von meinem Bruder und den anderen isoliert zu sein. Ein Kranker hat zu ruhen!

Und er hat Gelegenheit zum Nachdenken: Es gab da schon sehr arme Kinder im Heim. Ich erinnere mich an ein Brüderpaar, das vielleicht vier und sechs Jahre alt war. Es waren Flüchtlingskinder, wie

man uns sagte. Das Jüngste hatte nur eine kurze Hose mit ins Heim gebracht, die so zerrissen war, dass man den Po hat sehen können. Die Nonnen konnten ihm eine Ersatzhose besorgen und die alte wieder etwas herrichten. Ich hatte gehört, wie eine Nonne zur anderen gesagt hatte: Pro Tag würde der Caritasverband eine und der Staat zwei Mark für Flüchtlingskinder zahlen. Da würden die Kinder den Eltern nichts kosten und diese würden sie dann sicher im Heim lassen. Wie gut ging es da meinem Bruder und mir. Wir hatten zwar keinen Vater mehr, der für uns sorgen konnte, aber Mutter würde so etwas sicher nicht tun, und dann gäbe es ja noch die Oma und den Onkel Karl in Mannheim. Es kam Heimweh auf.

Ich glaube, zwei Tage musste ich auf Ministrantenstunde und Äpfel verzichten. Es hätte auch nicht länger dauern dürfen, sonst wäre mir ein Abenteuer entgangen. Für das Heim gab es etwas zu arbeiten! Den Jüngsten waren einige Holzstäbe aus ihren Gitterbettchen gebrochen. Seitenteile der Bettchen sollten zum Schreiner gebracht werden. Da gab es einen Grossen unter uns, einen richtig Grossen, der wahrscheinlich schon vierzehn Jahre alt war. Der sollte eine Gruppe von Knaben anführen, von denen je zwei ein Seitenteil eines Bettchens ins nächste Dorf zum Schreiner tragen sollten. Mein Bruder und ich waren dabei. Wieder ein Morgen in Freiheit, ohne Nonne, ohne Gruppe, die in den Wald zogen.

Nach meiner Erinnerung war der Weg weit, sehr weit. Wir gingen eine Landstrasse entlang und schleppten zu sechst die defekten Bettladen. Unser Anführer war weltgewandt, wusste interessante Geschichten zu erzählen. Diese waren in jener Zeit meist vom Krieg und somit wenig erheiternd, aber eben spannend, abenteuerlich und manchmal gruselig.

Wieder so ein warmer Sommertag. Die Strasse begann zu flimmern und unsere Last wurde schwer. Man musste mal abstellen. Es fanden sich zur Kräftigung auch zwischendurch wieder ein Apfel oder eine Birne, Letztere einem das Wasser im Mund zusammenzog und deshalb Herzdrücker hiess.

In diesen Zeiten gab es kein, wirklich kein einziges Auto auf der Landstrasse zu sehen. Auch war in der Sommerhitze niemand zu Fuss oder mit dem Fahrrad unterwegs – bis auf einen Mann, der zwar noch weit entfernt, aber direkt auf uns zukam. Unser welterfahrener Leiter witterte Gefahr. Er wusste von der nahen russischen Grenze zu erzählen, wie gefährlich es dort sei, und dass Russen Männer umbrächten. Wir flüchteten spontan durch ein schmales Wäldchen. Hinter diesem lag ein Kornfeld, und darin versuchten wir uns zu verbergen. Gewissenhaft, wie wir nun einmal waren, galt es auch, die Bettladen in Sicherheit zu bringen. Für diese waren wir verantwortlich, und ohne diese hatten die Kleinen keine Bettchen.

Angst kam auf. Durch die Bäume konnten wir den wandernden Russen beobachten, der immer näher auf unser Versteck zukam. Hatte er uns flüchten sehen? Was führte er im Sinn? Eine Uniform hatte er zwar keine an, aber ausser den Amis trug niemand mehr eine Uniform. Seit zwei Jahren waren die vielen Uniformen verschwunden.

Solche Augenblicke der Spannung dauern ewig. Wir beteten ein Gegrüssesest-seiest-Du-Maria. Da durchquerte der Kerl genau an der Stelle, wo wir von der Strasse abgewichen waren, das Wäldchen und stand schon an der Schneise, die wir ins Korn getreten hatten. Ich erinnere mich nur noch, dass er uns blöd fragte, wo man hier Erdbeeren sammeln könne. Wir verwiesen auf einen entfernten Wald und waren gerettet. Russisch sprach er nicht!

Es ging dann sehr schnell zum Schreiner, und der Heimweg ohne Lasten war kein Problem. Wir kamen zum Mittagessen zu spät. Man hatte uns etwas aufgehoben. Wir wissen es schon: Erbsen mit Kartoffeln und Lindenblütentee.

So gingen auch die letzten Tage auf dem Buchenauer Hof zu Ende. Heute sollte aus Karlsruhe der Amiiastwagen kommen und uns nach Hause bringen. Edwin und ich freuten uns, Mutti und unser geliebtes Karlsruhe wieder zu sehen.

Die vergangenen Tage hatte ich schon darüber nachgedacht, wie man Mutti eine Freude bereiten könnte. Natürlich mit Essen, mit Äp-

feln, mit was sonst. Es entstand ein Plan in meinem Kopf, und der wurde am letzten Morgen auf dem Buchenauer Hof ausgeführt. Ich war früher als die anderen mit dem Packen fertig und verschwand ohne Lindenblütentee. Edwin hat mir den Rücken gedeckt, in dem er meinen Tee weggetrunken hat, was dem geübten Lindenblütentetrinker nicht schwer fiel. Auf den Feldern und bei den Apfelbäumen kannte ich mich aus. Angezogen hatte ich meine Windbluse, die war kurz und hatte einen festen Bund. Ich war alleine. Es gab noch Bäume mit reichlich Früchten. Das Problem: die erreichbaren hatten wir schon alle abgeerntet. Hier durfte ich nicht scheitern. So sehr ich mich aber streckte, ich erfasste kaum mehr einen Apfel. Gut, es hatten sich auch einige am Boden gefunden, da heute keine hungrige Kinderschar die Allee entlangzog, aber meinen Ansprüchen genügten diese wenigen nicht. Ich suchte einen Stock und fand auf die Schnelle keinen. Warum ging heute Nacht kein Wind, der mir meine Äpfel gesichert hätte? In meiner Not nahm ich Klumpen von Erde und warf sie in den Baum. Mit Erfolg. Jeder Apfel verschwand in meinem Blouson, dessen Reissverschluss nur halb geöffnet war. So wurde ich von Mal zu Mal dicker. Schliesslich waren wir zum Zunehmen hier, und der Erfolg der Kindererholung wurde durch jedes zusätzliche Pfund Körpergewicht definiert. Meine Körperfülle nahm bald ein beachtliches Mass an, zumindest was Bauch und Brustumfang anging. So gefüllt und den Reissverschluss nun ganz geschlossen, strebte ich ein letztes Mal dem Buchenauer Hof zu. Ein Schleichweg führte mich ins Haus und zu meinem übergrossen Rucksack, der eigentlich Mutters Hamstersack war und für diese Reise mir diente. Edwin hatte den meinen bekommen, da sein Kinderrucksack zu klein gewesen wäre, Kleidung für sechs Wochen aufzunehmen, auch wenn diese damals nur aus wenigen Hemden, Unterhosen und Socken bestand. Ich füllte alle meine Äpfel unbesehen in meinen Rucksack, der sie alle fassen konnte und prall voll wurde. Dummerweise hatte die Krankenschwester die Aufgabe zu schauen, ob wir alles ordentlich gepackt hätten und zur Abfahrt bereit wären, denn der Lastwagen sollte bald eintreffen.

Ich hatte mit Abstand das grösste Gepäckstück. Das fiel der Nonne auf. Sie wollte meinen prallen Rucksack inspizieren. Da war nichts mehr zu verhindern. Ob ich von den Äpfeln nicht endlich genug hätte? Die wolle ich meiner Mutter mitbringen. Die Nonne reagierte verlegen. Es gab eine Pause. Ob das alles Fallobst sei? Pause. Da kam die Schwester auf eine merkwürdige Idee und blitzschnell witterte ich eine Chance, meine Äpfel zu retten. Sie meinte, es müsse kontrolliert werden, ob dies alles Fallobst sei. Sie rief einen, wie sie meinte, gewissenhaften Jungen, der noch länger zur Kur bleiben musste, und hiess ihn alle Stiele der Äpfel zu überprüfen, um die Äpfel auszusortieren, die frisch gebrochen seien. Mir war sofort klar, dieser Knabe hatte noch nie so schöne Äpfel «gefunden» und er war auch hungrig. Wir waren uns schnell einig. Zwei Äpfel passten in seine Hosentaschen, drei Äpfel wurden stellvertretend als gebrochen erklärt und mussten hier bleiben, der Rest verschwand wieder in meinem Rucksack. Mit dem hatte ich dann meine Schwierigkeiten, auf den Last' wagen zu kommen. Mutter hat sich über meine Äpfel gefreut.

*

Erster Nachtrag: Die Umstände, wie ich zu den Äpfeln ge' kommen war, behielten Edwin und ich lange Zeit für uns.

Zweiter Nachtrag: Zwei Monate später hatte ich Geburtstag. Zu dem hatte ich mir einen Laib Brot gewünscht. Ich habe ihn bekommen!

Im Nymphengarten oder die Leiden des jungen Forschers

Es war doch wirklich nicht schwer, Buben von Mädchen zu unterscheiden. Buben trugen Hosen und hatten kurze Haare. Mädchen hingegen hatten lange Haare und Röcke. So einfach war das. Über Jahre war dies klar, bis Winfried Wegmeyer in das Nachbarhaus einzog. Er war etwas älter als die meisten meiner Freunde und zeichnete sich dadurch aus, dass er Neues zu berichten wusste, was uns Jungen sehr verwirrte.

Bislang gab es sozusagen für uns gar keine Mädchen. In Schule und Kirche waren wir streng getrennt. Wir beachtetten die Mädchen nicht und spielten schon gar nicht mit ihnen. Hatte einer eine Schwester, so war dies eher eine Schande. Am besten, er verleugnete sie.

Wäre eben der Wegmeyer nicht gekommen, wer weiss, wir hätten es vielleicht überhaupt nicht bemerkt, dass es ausser der Haarlänge und der Kleidung noch andere Unterschiede zwischen Buben und Mädchen gibt. Diese waren aber verborgen – eben durch Kleider. Und Verborgenes bedarf der Forschung, welche zu jener Zeit schwierig war. Da gab es zwar ganz vereinzelt in wenigen der vielen Bücher unseres Vaters eine nackte Frau zu sehen. Diese kam dann merkwürdigerweise häufig aus Griechenland und war die Fotografie einer Statue, in Kupfertiefdruck wiedergegeben. Dass diesen Damen etwas fehlte, wunderte mich überhaupt nicht. Schliesslich war dieses Teil, das ohnehin keinen rechten Namen hatte, nicht schön und war wohl deshalb in der Darstellung vernachlässigt worden. Man mag mir vorwerfen, ich hätte mit meinen zehn Jahren genauer hinsehen sollen, dann wären mir weitere Unterschiede aufgefallen. Aber of-

fensichtlich war mein Interesse an weiteren Forschungen schon erlahmt. Dunkel erinnere ich mich lediglich noch, dass ich zusammen mit meinem Bruder Jahre zuvor Mutter in der Badewanne zu sehen begehrte. Und dass es ein Gespräch zwischen Oma und Mutter gab, was sie zu diesem Zweck anziehen sollte. Dann wurden wir ins Badezimmer geführt, wo Mutter in eine Korsage eingeschnürt in der Wanne sass. Gut, die Frauen mögen zuweilen eine andere Unterkleidung tragen. Auch nicht interessant.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, fällt mir noch der Religionsunterricht ein, wo es zuweilen Unverständliches auswendig zu lernen gab. Etwa bei den zehn Geboten. Einigermassen verständlich war noch das zehnte, wo man nicht Haus, Ochs, Esel und des Nächsten Weib begehren sollte, denn schliesslich brauchte der Nächste sein Weib zum Kochen und Wäsche waschen, wie er den Ochsen zum Dreschen benötigte. Dass man im sechsten Gebot nicht ehebrechen sollte, habe ich ohne Einsicht auswendig gelernt. Dann sprach der Pfarrer immer wieder von Unkeuschem. Davon stand aber nichts in der Bibel und musste deshalb nicht auswendig gelernt werden. So beeindruckte es mich wenig.

Ich denke, das war mein Wissen vor Wegmeyer. Nebenbei, wir dürfen uns nicht wundern, wenn hier der Nachname auftaucht. Wir Buben redeten uns immer per Nachname an. Das hatten wir aus der Schule übernommen und diese wohl vom Kasernenhof. Mädchen wurden mit dem Vornamen angesprochen, und, wie wir gleich sehen werden, das war auch auf der Strasse so.

Nun endlich zu Wegmeyer. Er ging ins Detail und eröffnete der interessierten Knabenschar, unserer Bande, dass es Unterschiedliches in Hosen und Röcken vorzufinden gäbe. Ich glaubte dem Wegmeyer immer noch nicht recht. Das hatte vielleicht auch damit zu tun, dass er als Sprücheklopper verschrien war und bei unserer Bande nicht in besonderem Ruf stand. Wahrscheinlich hatte ich auch die Vorstellung, wenn es so wichtige Dinge gäbe, hätten uns Mutti oder das Fräulein Lehrerin Schmitt schon längst darüber berichtet. Der ausgestopfte Fuchs, den uns das Fräulein noch vor den Ferien in den

Unterricht mitgebracht und der mich so beeindruckt hatte, wäre andernfalls gegen Wegmeyers Informationen bedeutungslos gewesen.

Wie es nun einmal in der Forschung so läuft: Ist man erst für ein Problem sensibilisiert, sieht man mehr, selbst wenn man die Hypothese für wenig verifizierbar hält. Und manchmal hilft Zufall.

Es war wieder ein heisser Sommertag, der in die Bunsenstrasse gekommen war. Grosse Ferien, warum hiessen die nicht «lange Ferien»? Die Bande trieb sich auf der Strasse herum. Da kam die kleine Schwester der Nachbarbuben zu uns. Es war wirklich eine kleine Schwester, viele Jahre jünger, nicht beachtenswert. Wahrscheinlich hat sie Letzteres gemerkt. Sie stellte sich in den Kreis der auf dem Boden sitzenden Knaben und zog sich splitternackt aus. Sofort stürzte ihre Mutter aus dem Haus und nahm schimpfend das Nackedei nach Hause. Hatte der Wegmeyer nun Recht gehabt? Ich glaubte, nein. Ich war mir sicher gesehen zu haben, dass der Nacktfrosch sein Glied ganz fest zwischen die Beine geklemmt hatte, auf dass man es nicht sehen könne.

Wegmeyer gab keine Ruhe. Er wusste von Amiweibern zu erzählen, die Schokolade geschenkt bekämen. Führte das Wort Pariser ein, das man vor Erwachsenen nicht aussprechen dürfe, und wusste von geheimnisvollen Cremes zu berichten. Hier waren dann seine Kenntnisse endgültig zu Ende. Zurück blieb Verwirrung und das Gefühl von Geheimnis und Unaussprechbarem.

Die Ferien währten noch lange. Die Bunsenstrasse und die anliegenden Strassen nebst Häusern, Gärten und vor allem die interessanten Ruinen waren erforscht. Es galt, grössere Expeditionen zu unternehmen. Hier bot eine Stadt viel. Aber ein solches Unternehmen war riskant. Vor allem wusste man nicht, welchen Banden man unterwegs begegnen würde und ob diese gefährlich oder freundschaftlich gesonnen wären. Gerüchte hielten sich von fremden Banden, die erheblich grösser seien als die unsrige und sogar sechzehnjährige Mitglieder hätten.

Ich glaube, am Schluss unserer Beratungen waren wir nur noch derer drei, die einen Vorstoss in Richtung Innenstadt wagten. Das

hatte Vorteile. Drei können sich im Falle eines Angriffs übermächtiger, fremder Banden leichter verstecken, als das hätte unsere gesamte Bunsenbande tun können, und wir hatten auch noch Jüngere und Schwächere unter uns, die wir hätten beschützen müssen.

Wir marschierten endlos lange – immer geradeaus in Richtung Osten. Sonderlich Gefährliches begegnete uns nicht. Als wir einer Rast bedurften, bot sich ein geheimnisvoller Park an mit alten Bäumen und grossen Steinen. Wir hatten diesen Park noch nie gesehen. Später erfuhren wir, dass es der Nymphengarten des Erbprinzenpalais war. Inmitten des Gartens, von Riesensteinen umgeben, war ein Brunnen mit einer Insel, auf der, in Bronze, sich drei nackte Damen aufhielten. Eine stand, die andere sass, die dritte lag zu deren Füssen. Die Damen schauten damals noch in voller Schönheit auf die Kriegsstrasse hinaus. Inzwischen hat diese Strasse sich verbreitert und dem romantischen Park einen Teil abgeschnitten, worauf sich die Damen verärgert umgedreht haben und der Strasse nur noch ihren Po hinrecken.

Zur damaligen Zeit waren die Parks verwildert, was ihnen nicht immer zum Nachteil gereichte. Die Brunnenbecken blieben ungefüllt. Ein Bad hätte uns nach dem langen Marsch gut getan. Schade! Wir überstiegen die grossen Steine, durchquerten das leere Becken und stiegen auf die Insel zu den Damen. Man bedenke, was für einen Eindruck diese auf uns kleine Buben machen mussten. Riesenhafte Frauen, auf denen man herumklettern konnte. Und völlig nackt. Wer hatte schon so etwas gesehen? Ich jedenfalls noch nie.

Bei so viel erdrückender Realität war jede Verleugnung unmöglich. Hier war nicht nur alles zu sehen. Man konnte es auch betasten.

Ganz vergessen habe ich zu berichten: Wegmeyer war bei solch einer Expedition nie dabei. Wahrscheinlich hatte er anderes zu tun. Oder war er nur ein schlichter Feigling?

Wir beschlossen, uns auf den Heimweg zu machen. Kurz bevor wir von unserer Insel aufbrachen, kam ein fremder Junge aus dem Gebüsch und ging geradewegs auf uns zu. Er schien uns nicht ge-

fährlich, weil er alleine war und nicht älter als wir. Er setzte sich zwischen die Busen der unteren Dame und bemerkte unsere Irritationen.

Aus seiner Tasche holte er ein winziges Stück Kreide, das er sicherlich in der Schule geklaut hatte, zog damit der stehenden Nymphe einen Strich auf den Leib, vom Nabel abwärts, um uns einfältigen Fremdlingen zu erklären, wo die Kinder den Frauen aus dem Bauch geschnitten werden würden. Rasch war uns klar, in Karlsruhe gab es noch mehr Wegmeyer.

Beunruhigt verliessen wir den Nymphengarten. Auf dem Heimweg kamen mir schon wieder Zweifel. Irgendetwas konnte nicht stimmen. Wie kamen denn die Kinder zur Welt, bevor es Chirurgen gab?

So ist es mit der Wissenschaft. Kaum glaubt man, ein Tor zur Erkenntnis aufgestossen, zeigt sich ein neues, verschlossenes.

Professor Doktor Böckels

Ich hatte selten Halsweh, litt nicht an eitrigen Mandeln. Überhaupt war ich wenig krank. Was mich zuweilen plagte, war meine verstopfte Nase. Mutter war fürsorglich und brachte mich zum Arzt. Und wie es so nun einmal ist, wenn einem der Medizinmann in den Fängen hat, entwischt man ihm so leicht nicht. Das war damals so wie heute. Und so landeten Mutter und ich mit den besten Empfehlungen unserer Hausärztin im Alten St. Vincentiuskrankenhaus am Karlstor. Da gab es eine Hals-Nasen-Ohren-Abteilung, wo ich mich vorstellen sollte. Nach und nach schrumpfte ich dort zur Nase. Am Schluss war ich nur noch Nase. Andere Interessen weckte ich offensichtlich nicht bei Schwestern und Ärzten.

Damals war es in einer Klinik noch viel unheimlicher denn heute. Triste Gänge, ein penetranter Krankenhausgeruch und sehr wenig Freundlichkeit. Angst kam bei mir auf. Nicht nur bei mir, auch bei Mutter und wahrscheinlich allen Wartenden. Es waren sehr viele Menschen da. Alles roch unerfreulich, und wenn es nur der Kampfgeruch aus dem Mantel des Mitpatienten war. Kinder waren wenige zu sehen. Alles dauerte. Nur langsam nahm die Zahl der Patienten im kahlen Wartezimmer ab. Die Angst mischte sich mit Langeweile.

Jetzt waren wir dran. Es gab ein Vorzimmer, weisses Möbel, gläserne Ablagen mit Stahlfüssen, diese wiederum in Weiss, alles zerboxt und angeschlagen, die Wände grau und immer wieder dieser abscheuliche Karbol-Geruch. Fast hätte ich es vergessen: In diesem Zimmer sass auch eine Frau, die aussah wie das Mobiliar. Hätte ich

keine Angst gehabt, ich hätte sie vielleicht übersehen. Hat man aber Angst, läuft alles viel langsamer ab, man sieht die Dinge genauer.

Warum sollte ich eigentlich Angst haben? Sollte ich doch hier geholfen bekommen! Ich wollte meine verstopfte Nase loswerden. Deshalb war ich hier. Das interessierte diese grau-weiße Frau aber gar nicht. Die wollte wissen, wie ich heiße, wo ich wohne, wo ich geboren sei, und gemeinsam mit meiner Mutter stellte sie fest, dass ich Rentner sei. Ich sei Rentner? Der war ich durch meinen kriegstoten Vater geworden. Ich bezog eine Rente von fünf Reichsmark im Monat, und das berechnete zur Teilnahme an der unentgeltlichen Krankenbehandlung für Kriegshinterbliebene. Für all das interessierte sich diese langweilige Dame hinter ihrem zerkratzten Schreibtisch. Ohne Mutter wäre ich all diesen Fragen hilflos ausgeliefert gewesen. Wie man aber sieht, haben sich diese Kenntnisse dann im Laufe der Kindheit so weit eingegraben, dass sie mir heute noch gegenwärtig sind.

Vielleicht wurde noch mehr gefragt. Das bittere Ende der Fragerei stand schon unter der Tür in Form eines Assistenzarztes, der sich, kaum sass ich auf einem Drehstuhl zwischen seinen Beinen eingeklemmt, für alle Löcher in meinem Kopf interessierte. Was er an meinen Ohren machte mit einem metallenen Hütchen und einer kleinen Lampe, war noch erträglich. Wie er hingegen mit meiner Nase umging, war übel. Da holte er von einem Tischlein eine Art Zange, und schwups hatte er damit einen meiner Nasenflügel ergriffen und nach aussen gebogen. Auch das wäre noch auszuhalten gewesen, wäre er jetzt nicht mit einem kleinen Flaschenputzer in mein Nasenloch gefahren. Das war eklig, zumal ich fürchten musste, dass er bald an meinem Gehirn anstosse. Nun weiss jeder, dass der Mensch zwei Nasenlöcher hat. Meine Befürchtung realisierte sich sofort. Die Zange ergriff den anderen Nasenflügel und fix war auch im anderen Nasenloch die Bürste. Wie wenn es nicht mir schon längst gereicht hätte. Jetzt sprühte er auch noch in jedes Loch mit so einer Art Parfümzerstäuber eine beissende Flüssigkeit. Wer meint, ich hätte jetzt die Torur hinter mir gehabt, der täuscht sich. Eigentlich war ich nur der Nase wegen hier, dennoch interessierte er sich auch für meinen Mund.

Das Schlimmste hatte er sich für den Schluss aufgehoben. Jetzt gab es einiges zu würgen. Das hätte ich nicht einmal meinem schlimmsten Feind gewünscht.

Gott sei Dank standen wir bald wieder am Karlstor. Leider keine Strassenbahnfahrt. Sparen war angesagt. Und so ging es zu Fuss die lange Kriegsstrasse entlang nach Hause.

Schnell bemerkte ich das wundertätige Wirken des Herrn in Weiss. Ich konnte frei durchatmen. Das Naseputzen hatte geholfen – leider nur für wenige Stunden. Offensichtlich war der Zauber schnell verfliegen.

Und so nahm das Elend seinen Lauf. Immer wieder Fussmärsche zum Alten St. Vincentiuskrankenhaus. Karbolgeruch mit Angst gemischt. Ein Wartezimmer mit vielen Menschen, eine muffige Vorzimmerdame, professionelles Nasenbohren, Heimmarsch. Nichts änderte sich – bis eines Tages, nachdem schon etliche Medizinmänner meine Nase leider nicht nur bewundert hatten, nach dem Chef gerufen wurde. Der Chef persönlich: Herr Professor Doktor Böckels. Der kam nicht alleine. Er hatte Lakaian mitgebracht. Trotz aller Gefahr für mich. Eines fand ich lustig: Ich beobachtete, wie all die «Weiskittel» vor dem Chef erstarrten. Und je liebdienerischer sich die Schar verhielt, umso weniger beachtete sie der Meister. Wer nun meint, er habe mich beachtet, täuscht sich. Ich war nur Nase, über die referiert wurde, teilweise in Latein, was der Angelegenheit noch einen mystischen Anstrich verlieh. Geheimnisvoll, wie in der Kirche. Silentium.

Der mächtige Leib des Professors war in eine Art weisse, hinten geknüpfte Kutte gehüllt. Ein Stehkragen, wie ein Pfarrer, nebst der dazugehörigen, dröhnenden Stimme gab dem Erschienenen etwas Klerikales, das mit apodiktischer Gewissheit richtig von falsch unterscheiden kann und nie fehlt.

«Die Mandeln müssen raus!» Das Urteil war gesprochen, und der Richter wollte sich sogleich entfernen, hätte meine Mutter nicht versucht, an ihn, den Herrn und Meister, eine Frage zu stellen. «Herr Professor, muss es denn unbedingt sein?» Das hätte sie nicht tun dürfen. Zweifeln!/? Jetzt brüllte der Ungeheure los:

«Wenn Ihr Kind in Zukunft einen Herzschaden haben soll, dann lassen Sie die Operation!»

Ich wollte eigentlich nur eine freie Nase haben. Das war aber für diesen Sauerbruchepigon kein Thema.

Wie ich anfangs sagte: Wen der Mediziner in den Klauen hält, den lässt er nicht so schnell frei und schon gar nicht ungeschoren. Es kam wieder, wie es kommen musste. Mit einem kleinen Pappköfferchen lieferte mich Mutter eines späten Nachmittags in der Klinik ab. Eine Schwester brachte mich auf ein Zimmer, und wären dort nicht noch weitere Buben in meinem Alter gewesen, es wäre sehr traurig geworden.

Die anderen Knaben hatten ihre Erfahrung. Diese wollten sie nicht für sich behalten. Der Neue sollte auch etwas davon haben. Sachkundig machten sie sich über ein Karteiblatt her, das die Krankenschwester zu anderen Blättern gelegt hatte. Obenauf stand mein Name, dann kam für mich Unverständliches. Das Blatt erinnerte an eine Seite aus einem Rechenheft. Es war nur viel grösser. Meine erfahrenen Kameraden, offensichtlich des Lateinischen mächtig, wussten das Blatt zu entziffern. Ich bekäme nur die Rachenmandeln entfernt. Das sei nicht so schlimm wie die Halsmandeln. Oh, sie wussten noch allerhand Details, die sie mir nicht vorenthalten wollten und mit grossem Ernst vortrugen. Oder war da nicht etwas Lust dabei? Die Erklärungen gipfelten in dem Höhepunkt, dass nach reichlich Mandeloperationen in der Klinik als Mittagessen immer Nierchen serviert würden. Das sollte ein Witz sein, wurde mir erklärt. Ich ging ins Bett.

Der Tag des Grauens war gekommen. Es gab nichts zu essen, dafür eine Spritze. Die Kanülen waren damals noch viel dicker und die Spitzen stumpfer. Das Spritzen tat weh. Ich wurde durch verschiedene Gänge geführt. Meine Knie wurden weich. Ich erinnerte mich an die Geschichten über den Weg zum Scharfrichter, die unser Kaplan so eindrucksvoll zu erzählen wusste. Den Karbolgeruch nahm ich nicht mehr wahr. Ich wurde apathisch.

Auf einem Gang im Erdgeschoss traf ich auf andere Kinder. Alle im Schlafanzug. Ich glaube, wir waren zu fünft oder sechst.

Auch zwei Mädchen waren dabei. Wir wurden der Grösse nach an die Wand gestellt. Ein erstes Kind wurde abgeholt und nach einiger Zeit auf einer Pritsche schweigend an uns vorbeigefahren. Dann war ich an der Reihe. Ich eilte dem abholenden Arzt voraus und habe nicht vergessen, wie er hinter mir herrief: Der geht wie ein Lamm zur Schlachtbank.

Aus einem Vorraum wurde ich in einen Saal geführt, der wie ein riesiges, grünekacheltes Bad aussah. Vor mir stand ein Stuhl, der an den Armlehnen und den vorderen Beinen kräftige Lederriemen hatte. Ein Gedanke durchschoss meinen Kopf. Wenn sie mich nur nicht festschnallen. Das geschah nicht. Der Stuhl und die Schnallen waren so gross, dass sie nur für Erwachsene gebraucht werden konnten. Es kam noch schlimmer. Eine mächtige Nonne setzte sich auf diesen Stuhl. Ich wurde ihr auf den Schoß gesetzt. Die Nonne schlang ihre Beine um die meinen, zog mir meine Arme kreuzweise über meinen Brustkorb und hielt meine Hände fest. Von einer anderen Nonne wurde mir eine dicke Gummischürze übergehängt. Schwer und grau hing sie an mir herunter. Um den Hals unterhalb meines Mundes wurde mir ein Gummibeutel gebunden. Mir war sofort klar, wozu dieser nur dienen konnte. Ich musste an die Geschichte meiner Zim-mergenossen von den saueren Nieren denken.

Erst jetzt wandte sich ein junger Arzt mir zu. Er versuchte, mein bleiches Gesicht anzulächeln. Für Sekunden war ich etwas mehr als nur Nase. Ob ich wohl auch so tapfer sei wie das kleine Mädchen, das er gerade operiert habe? Ich konnte ihm nicht glauben. Ich sah seinen blutverspritzten Augenspiegel. Zudem fuhr eine Nonne mit einem Lappen über seine Gummischürze, um notdürftig das Blut meiner Vorgängerin wegzuwischen.

Jetzt war plötzlich viel Volk um mich. Auf den Mund wurde mir ein Gestell gepresst, das mit weisser Gaze überzogen war, und eine Nonne träufelte eine Flüssigkeit von üblem Geruch auf diese Gaze. Ich sollte rückwärts von 100 abzählen. 99, 98, 97, 96. Mir wurde schlecht. Ich fing an zu brüllen. 95, 94. Die Nonne schnauzte mich an. 93. Zum Erbrechen schlecht. 92, 91. Mir wurde schwindelig. Die Nonne schrie : «Zähl!» Mir fiel nichts mehr ein. Wie war die letzte

Zahl. Ich brüllte vielleicht wieder 93. «Du sollst rückwärts zählen!» 92, 91, 90. Es roch entsetzlich. Es begann sich alles um mich zu drehen. Immer schneller, immer schneller. Ich stürzte immer tiefer, immer tiefer. Dann sah ich einen Rennwagen. So wie Bernd Rosemeyer einen fuhr, einen Auto Union, den ich als Modell besass. Dahinter stand nicht Bernd Rosemeyer, sondern der Arzt. Ich hatte grosse Mühe, das alles festzuhalten und zu verstehen. Die Schwestern riefen meinen Namen. Mir war übel. Ich wurde auf eine Pritsche gelegt und weggefahren. Jetzt merkte ich, wie weh mir der Hals tat.

Über den anschliessenden Klinikaufenthalt weiss ich merkwürdigerweise nicht mehr viel. Und um nochmals auf die Klauen des Medizinmannes zurückzukommen, denen man sich nicht entreissen kann: Es folgte noch ein zweiter Klinikaufenthalt, jetzt wurden die Halsmandeln entfernt und darauf noch ein dritter, wo meine Nasenmuscheln gekürzt wurden.

Verbessert hat sich nichts. Meine Nase blieb wie sie war. Recht behielt allerdings Professor Doktor Böckels. Am Herz habe ich bis zum heutigen Tag noch nichts gehabt!

Salz zum Heiligen Brot

Von den Juden haben wir die Tradition des ungesäuerten Brotes im Gottesdienst übernommen, das «un-blutige Opfer». Das haben wir im Kommunionunterricht nicht gelernt. Dafür aber sehr eindringlich, wie man sich auf den Empfang der Heiligen Gestalt vorzubereiten habe. Neben vielem war die Nüchternheit zu berücksichtigen.

Diese Kenntnis brauchen wir, um meine Geschichte zu verstehen. Das Gebot der Nüchternheit verlangte, dass man nach Mitternacht nichts gegessen oder getrunken haben durfte, wollte man am folgenden Morgen die Kommunion empfangen. Auch wenn man unabsichtlich etwas verschluckt hatte, war das Gebot gebrochen. Immer wieder wurde uns eingeschärft, dass wir eine schwere Sünde – und darauf stand Höllenstrafe – begehen, wenn wir auch nur das Geringste an Speise oder Trank zu uns nehmen, so zum Beispiel einige Tropfen Medizin. Wer es genauer wissen wollte, erfuhr, dass die Sache von aussen aufgenommen werden musste. Hatte etwa jemand Blut vom Zahnfleisch verschluckt, konnte er zur Kommunion gehen, nicht aber, hatte er eine Wunde ausgesaugt und das Blut verschluckt. Hätte er das Blut ausgespuckt, wäre er nüchtern geblieben. So war es also möglich, sich vor der Heiligen Kommunion die Zähne zu putzen, achtete man genau darauf, dass man vom Wasser nichts verschluckte.

Soweit war es aber noch lange nicht. Wir können uns denken, da war ein langer Vorbereitungsunterricht notwendig, bis wir für den Weissen Sonntag gerüstet waren. Mein Bruder wurde mit mir zusammen zum Unterricht geschickt. So konnte der grosse Tag gemeinsam

gefeiert werden, was den Aufwand halbierte, und das war nötig, wie wir später sehen werden.

Der Kommunionunterricht fand im St. Bonifatiushaus statt. Zu Beginn einmal, später zweimal die Woche hatten wir Kommunionkinder uns dort einzufinden, damit uns Kaplan Fautz in die Lehre einwies. Damals hatte diese Stadtpfarrei noch drei, manchmal sogar vier Kapläne, denen der Geistliche Rat Dr. Dold als Pfarrer vorstand.

Kaplan Fautz war ein mächtiger Mann, der seinen Eltern noch über das Grab hinaus dankte für jeden Hieb, den sie ihm angemessen hatten. Das blieb mir unverständlich. Ich fand es nie dankenswert, wenn meine Mutter mich in Verzweiflung mit dem Teppichklopper bearbeitete. Zuweilen versuchte der Kaplan, uns zu erheitern, indem er die gespreizten Finger vor seinen Mund beim Gähnen hielt. Einige Kinder haben darüber gelacht, am meisten er selbst.

Wir waren aber nicht zum Lachen hier, sondern um zu erfahren, wozu wir «auf Erden seien». Eine solche Frage hatte ich mir bislang noch nie gestellt. Entsprechend unbegreiflich blieb mir auch die Antwort, die es zu allem Überfluss auch noch auswendig zu lernen galt. Es kamen noch etliche, weitere rätselhafte Fragen mit auswendig zu lernenden Antworten. Im Grunde lief es aber immer darauf hinaus, dass wir dem lieben Gott Freude zu bereiten hätten. Und wie man das macht, wurde dann im Einzelnen besprochen.

Alles war sehr systematisch aufgeteilt und logisch geordnet. Zunächst galt es zu lernen, die schwere von der lässlichen Sünde zu unterscheiden. Erstere war mit ewiger Höllenstrafe belegt, Letztere mit Fegefeuer unterschiedlicher Dauer. Mit entsprechenden Bussübungen konnten diese Sündenstrafen um hunderte von Tagen verkürzt werden. Im Magnifikat, unserem Gesangbuch, waren zahlreiche Bussgebete zu finden, unter denen die Anzahl der Ablassstage vermerkt war. Womit ich Probleme hatte, waren die vollkommenen Ablässe. Hatte man sich nämlich einen solchen erworben, fragte ich mich, ob eine Investition in zeitlich befristete noch sinnvoll sei. Man

sieht, ich hatte versucht mitzudenken und Gefallen an der Logik gefunden. Man wusste, wo man dran war, und wer Lücken im Gesetz fand, blieb unschuldig.

Eine schwere Sünde war, wenn man bewusst in einer wichtigen Sache gegen ein göttliches oder kirchliches Gebot versties. Hatte man dies unbewusst getan, kam man mit einer lässlichen Sünde davon. Zu klären war jetzt nur noch, was eine wichtige Sache sei und wie die einzuhaltenden Gebote lauteten. Die Frage nach bewusst beziehungsweise unbewusst schien weitgehend klar. Kain hatte Abel bewusst erschlagen, hätte er dies als Traumwandler getan, wäre es nur eine lässliche Sünde gewesen.

Überhaupt wusste der Herr Kaplan zu allen seinen Ausführungen interessante Geschichten zu erzählen, was bewirkt hat, dass ich so manches aus dem Kommunionunterricht behalten habe. Das spricht für ihn, schliesslich war ich erst zehn Jahre alt. Auch das Auswendiglernen hat sich bewährt: Erst einmal lernen, die Einsicht folgt später.

Bald wurde es noch interessanter. Jetzt mussten die Hauptsünden besprochen werden. Auch hier galt es, als Erstes die Namen der Sünden auswendig zu lernen: Hoffart, Geiz, Unkeuschheit, Neid, Unmässigkeit, Zorn und Trägheit.

Zunächst wurde die Völlerei besprochen. Die demonstrierte der Kaplan an einer interessanten Geschichte vom Leben auf einem Luxusdampfer, wo es soviel Essen an Bord gab, dass nicht weniger denn zweitausend überflüssige Wiener Würstchen ins Meer geworfen worden waren. Ein Wiener Würstchen, das war eine Köstlichkeit im Jahre des Herrn 1947. Die Leute auf dem Schiff waren zu verurteilen. Wäre noch zu prüfen, ob sie das bewusst getan haben. Wohl ja. Geschah es in einer wichtigen Sache? Für uns Hungrigen schon. Ergo: Schwere Sünde!

Nur der Mensch sei in der Lage, sich der Völlerei hinzugeben. Der Ochse wisse, wann er aufzuhören habe, erklärte der Herr Kaplan. Ich wandte ein, hätten wir nur Heu und Gras zu essen, wüssten wir auch aufzuhören. Bei Wiener Würstchen hingegen sei das schwieriger. Mein Einwand wurde überhört.

Das Thema Unmässigkeit erstreckte sich natürlich auch aufs Trinken. Und hier nicht etwa aufs Milchtrinken. Milch war rationiert. Es

ging um den Alkohol. Noch nie hatte ich bis dahin einen betrunkenen Menschen gesehen. Nützlich war es dennoch, sich für das künftige Leben kundig zu machen und vor allem die möglichen Sünden kennen zu lernen, die auf dem jeweiligen, jetzt zu behandelten Gebiet begangen werden konnten.

Wenn ich nun die zur Trunksucht gehörige, abschreckende Parabel unseres Herrn Kaplan wiedergebe, so kommen fast Zweifel an meinem Erinnerungsvermögen auf. Da mir aber die Episode schon damals äusserst kurios vorkam, muss ich meinem Gedächtnis trauen. Zur Geschichte: Ein Mann hatte unmässig viel Alkohol getrunken. Als er den letzten Tropfen zu sich genommen hatte, zündete er sich voll Vergnügen eine Zigarette an ... und explodierte. Das war nicht nur erstaunlich, sondern auch äusserst problematisch für den Explodierten. Da er hernach nicht mehr hat beichten können, galt es jetzt für mich zu prüfen, ob Hölle oder Fegefeuer auf seiner Tat stand. Wir kennen es schon: Hatte sich der Explodierte bewusst dem Trunk hingegeben, ging es um eine wichtige Sache und handelte es sich hier um ein göttliches oder kirchliches Gebot? In allen Punkten war ich mir unsicher. Mein Gefühl sagte mir, dass Kaplan Fautz eher zur lässlichen Sünde neigte. Oder hatte er uns mit dieser Geschichte gar veräppeln wollen?

Sei's wie's sei. Der Kaplan hatte noch weitere Hauptsünden auf Lager. Da gab es die Hoffart. Was das für eine Sünde sein sollte, blieb mir einige Zeit ein Rätsel. Es musste etwas mit Angeberei zu tun haben. Erst als die passende Parabel dazu erzählt wurde, war mir klar, hier gab es auch Möglichkeiten, in die Hölle zu fahren.

Wieder erfuhren wir von einem Luxusschiff – vielleicht war es gar unser Würstschiff, das wir von der Völlerei her kennen. Es sei das grösste und schönste Schiff seiner Zeit gewesen und habe Titanic geheissen. Die Menschen, die es gebaut hätten, seien so hochmütig gewesen, dass sie glaubten, ihr Schiff könne niemals sinken. Unter der Wasserlinie hätten sie in ihrer Hoffart mit grossen Lettern auf den Schiffsrumpf malen lassen: «Wir brauchen keinen Gott». In allem Luxus, mit vielen Reichen an Bord sei das Schiff schon auf seiner ersten Reise gegen einen Eisberg gefahren und gesunken. Vie-

le Menschen seien jämmerlich ertrunken und so für ihren Hochmut auf der Stelle bestraft worden.

Bestraft wurde auch ich. Nicht wegen Hoffart. Nein, offensichtlich hatten wir diese Sündenart noch nicht durchgenommen, nach deren Übertretung mich der Kaplan gleich dreimal das «Gloria in excelsis Deo» abschreiben liess. Eine Strafe tut besonders weh, wenn man keine Einsicht ins Delikt hat. Ich hatte eine wegverkürzende Wendeltreppe der Kirche benutzt, um zum Religionsunterricht zu kommen. An deren Tür war ein Schild angebracht: «Aufgang nur für Chormitglieder.» Ich hatte aber nur den Abgang benutzt. Meine gerade neuerworbene Fähigkeit im Abprüfen von Delikten nutzte mir gegenüber dem Kaplan nichts. Es blieb bei den drei Glorias. Das war hart. Schon ein Gloria ist für einen Zehnjährigen sehr lang. Drei hingegen, das kann einen Nachmittag kosten. Das Hauptproblem aber war, Mutter durfte auf keinen Fall davon etwas erfahren, das hätte die Strafe zusätzlich verschärft. Ein Kaplan hat immer Recht. Sicher konnte ich sein, dass mein Bruder mich nicht verraten würde. Der litt schon genug an der Angst, ich könnte wieder irgendwo irgendwas angestellt haben.

Es galt, einen ruhigen Platz zu finden, wo die Glorias geschrieben werden konnten. Zu Hause war das nicht möglich. Ich suchte einen Keller in einer Ruine in der Körnerstrasse aus. Den kannte ich gut vom Versteckspiel. Ich kroch alleine in das Gewölbe. Von der Decke tropfte es. Tisch und Stuhl finden sich in einer Ruine nicht. Düster war es ohnehin.

Ich begann auf den Knien zu schreiben. Sehr geübt war ich ohnehin nicht. In der Nachkriegszeit gab es interessantere Dinge zu tun als in die Schule zu gehen. Die war lange Zeit ausgefallen, oder wir waren in Notklassen bis zu einhundert Kinder in einem Schulraum. Mein Gebetbuch hatte ich aufgeschlagen und ich begann zu schreiben. Auf Deutsch! In Latein genügte es, die Verse auswendig zu können, zumindest für Ministranten, und bei denen war ich auch gerade eingetreten.

Mit dem Schreiben der Strafarbeit in der Ruine wurde nichts. Dieses Gekrakel wäre vom Kaplan nicht angenommen worden.

Ich musste einen besseren Platz finden. Wieder eine Ruine. Diesmal die Kirche höchstpersönlich.

Auch die mächtigen Gewölbe von St. Bonifatius hatten dem Bombenhagel nicht standgehalten. Im hinteren Querhaus war zunächst eine Notkirche eingerichtet worden. Der Pietaaltar wurde zum Hauptaltar erhoben. Aber schon zu meiner Erstkommunionzeit konnten das Mittelschiff und die beiden Seitenschiffe bis zur Vierung wieder für den Gottesdienst genutzt werden. Alles andere lag noch in Trümmern. Da gab es riesige Heizungsschächte, in die man hat hinabsteigen können. So sass ich nun mit meinem Gloria in einer Röhre, die zwar trocken war, aber auch ziemlich dunkel. Ich musste wieder feststellen, ohne Licht, Tisch und Stuhl kann man keine rechte Strafarbeit anfertigen.

Die Zeit drängte. Ideen waren gefragt. Und bald kam auch eine. Da gab es doch meinen Freund, das Bruchmännchen. Meine Mutter schätzte diesen Umgang nicht so sehr, aber als Kind sieht man manches anders. Ich hatte die Situation richtig beurteilt. Bei Bruchmanns schimpfte man sofort über die Strafe des Kaplans, und wenn man schon einmal dabei war, bekam sein oberster Dienstherr auch noch etwas ab, indem man mir erklärte, der Papst würde es sich gut gehen lassen und jeden Tag Gans essen. Ich fand die Nachrede blöd, konnte aber nichts entgegnen, schliesslich bedurfte ich Bruchmanns Gastfreundschaft mit Tisch und Stuhl.

Das Werk gelang. Das «Ehre sei Gott in der Höhe» konnte ich zum nächsten Kommunionunterricht in dreifacher Ausführung abliefern. Es war ein echtes Bollwerk gegen die nächste Hauptsünde: Die Faulheit oder, wie sie richtig hiess, die Trägheit. Aber dieser Begriff war schon wieder fast unverständlich, zumindest in Karlsruhe ungebräuchlich. Am dazugehörigen Beispiel war dann schnell zu erfahren, was damit gemeint sein sollte. Naturgemäss handelte dieses von der Schule.

Dann kam ein Kapitel, das offensichtlich selbst unserem gestandenen Kaplan Schwierigkeiten bereitete. Bei mir fingen die Schwierigkeiten allerdings schon wieder beim Titel dieser Sünde an: «Die

Unkeuschheit.» Die hatte irgendetwas mit dem Körper zu tun. Es gab da ehrbare, weniger ehrbare und unehrbare Glieder. Letztere durfte man weder ansehen noch zur Schau stellen – alles schwere Sünde – Berühren dieser Teile – noch schlimmer! Mein neues Denksystem bekam Schwierigkeiten. Was konnte es Schlimmeres als schwere Sünde geben? Jetzt kam noch die Frage: «Alleine oder mit anderen?» Auch denken durfte man nicht an die Unkeuschheit und keine Witze darüber machen. Eindringlich ermahnte uns der Geistliche, dass nachts die Arme auf der Bettdecke zu bleiben hätten. Ich habe wieder nicht verstanden warum. Es schien mir aber sinnvoll, mich nicht sachkundig zu machen, dachte aber bei mir, wenn der Kaplan wüsste, wie kalt es in unserem Schlafzimmer ist, käme er nicht auf solche Gedanken.

Geiz, Zorn und Neid wurden auch noch abgehandelt, und schon hatten wir einen Überblick über das Hauptsündenrepertoire gewonnen.

Ob die Themen Stehlen, Krieg und Mord so ausführlich behandelt wurden, weiss ich nicht mehr.

Das Weihnachtsfest war vorüber. Fastnacht sollte in Anbetracht des Weissen Sonntags nicht gefeiert werden. Es kam die Fastenzeit, und wir arbeiteten uns immer tiefer in die geheimnisvolle Materie ein. Manche blieben zurück und konnten nicht mehr folgen. Ihnen blieb die Lehre im Wichtigsten verschlossen. Viel Mühe gab sich der Herr Kaplan, uns das Wunder der Wandlung zu erklären. Brot wurde in den Leib Christi verwandelt und hernach gebrochen. Als er darauf gefragt wurde, ob es beim Brotbrechen zapple, war er verzweifelt.

Das Heilige Brot durfte nur vom Priester berührt werden. Deshalb hatte der Priester auch beide Daumen und Zeigefinger, mit denen er das Brot gebrochen hatte, fest geschlossen zu halten um zu verhindern, dass eventuelle Krumen, die beim Brechen entstanden sein könnten, auf den Altar fielen und somit entehrt seien. Nur über dem Kelch durften die Finger gelöst werden. Erst nach der Kommunion-austeilung war das Lavabo, wo der Priester seine Finger über dem Kelch wusch und dann das Waschwasser austrank. So konnte einer

möglichen Entehrung des Leibes Christi vorgebeugt werden. Uns Kommunionkinder beeindruckte der Aufwand tief und prägte mich, wie wir gleich sehen werden.

Das Berührungstabu galt auch für heilige Gefässe. Als Ministrant kam man in deren nächste Nähe. Durch bischöfliche Erlaubnis durfte der Messner sie berühren, wenn er zwischen Gefäss und Hand ein Tüchlein hatte. Wir Ministranten waren zu jenen Zeiten von diesem Privileg ausgeschlossen.

Zu hohen Festtagen hatte St. Bonifatius eine grosse Monstranz zur Ausstellung des Allerheiligsten. Dieses Gerät war wesentlich prächtiger und grösser als das gewöhnlich genutzte. In einem halbgeöffneten, meterhohen Futteral stand dieses neugotische Prunkstück eines Tages auf einer der Sakristeikommoden. Ich war fasziniert von diesem Anblick. Ganz in Silber getrieben, war dieses Gerät wie ein grosser Turm anzusehen, der in den Himmel strebte. Jeweils zwei kleiner werdende Seitentürme flankierten den Hauptturm. Das sah aus wie das Modell einer prächtigen Kirchenfront. Im Zentrum befand sich der Schaukasten, in den der Priester die Heilige Hostie stellen konnte zur Anbetung. An den Seiten der Türmchen waren Podeste, auf denen die Figuren verschiedener Heiliger zu sehen waren, in Gold und Silber getrieben. Soviel Pracht hatte ich noch nie gesehen. Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Und da passierte es. Meine neugierige Hand hatte über den Fuss der Monstranz gestrichen, der übersät war von Halbreiefs und Edelsteinen. Wie ein Blitz durchfuhr es meinen Körper, als mir das Sakrileg bewusstwurde. Niemand hatte mich beobachtet. Was sollte ich tun? Ich tat nichts.

So belastet, näherte sich der grosse Tag der ersten Beichte. Wir waren jetzt in allem informiert. Nun mag es für einen Zehnjährigen nicht einfach sein, sich alle Sünden, die er bis jetzt begangen hatte, zu merken und im Sündenbekenntnis aufzuzählen. Denn keine durfte vergessen werden, sonst wäre die Beichte ungültig gewesen, und es hätte schnell eine Todsünde daraus erwachsen können. Der Herr Kaplan bot uns eine Hilfe an. Wir könnten einen Beichtzettel erstellen, auf dem alle Sünden notiert werden könnten. Wenn wir dann den

Zettel in der Beichte vorgelesen hätten, könnten wir diesen im Beichtstuhl abgeben und hernach würde dieser Zettel verbrannt. So könnten wir schon zu Hause in aller Ruhe unser Gewissen erforschen und sicher sein, in der Aufregung der Beichte nichts ausgelassen zu haben.

Der Vorschlag schien gut, und so sass ich am Tag vor der Beichte vor einem weissen Blatt am häuslichen Esstisch und dachte nach. Mein Bruder am anderen Ende des Esstisches hatte ebenfalls sein weisses Blatt vor sich liegen und erforschte ebenfalls sein Gewissen. Mutter war auch im Wohnzimmer und betonte, dass es ein Beichtgeheimnis gäbe und sie deshalb nicht in unsere Zettel gucken dürfe. Wenn wir allerdings ihrer Hilfe bedürften, könnten wir die Sünden gemeinsam aufschreiben. Dieser Gedanke missfiel mir. Noch stand kein einziges Wort auf meinem Zettel. Mein Bruder hingegen schien einfallreicher. Der schrieb. Mir ging manches durch den Kopf. Ich hatte gestohlen. Da waren zunächst die Äpfel vom Buchenauer Hof. Das war aber nicht mein erster Diebstahl. Da gab es noch die Geschichte vom Kohlenklauen am Westbahnhof. Hier war allerdings mein Bruder genau so schuldig wie ich. Eine schwere Sünde kann und darf es nicht gewesen sein. Vielleicht war es überhaupt keine Sünde. Schliesslich hatten die deutschen Kriegsgefangenen uns die Kohlen vom Güterwagen zur Seite geschaufelt und nicht auf den Amilaster geworfen, der auf der anderen Seite stand. Wir hatten die Beute nur aufgelesen und mitgenommen. Zudem hatten die Amis Kohlen genug und überhaupt alles. Und sicher haben sie diese ohnehin den Deutschen weggenommen und waren somit die eigentlichen Diebe.

So kam ich nicht weiter. Ich musste systematischer das Delikt überprüfen. Erstens: Habe ich ein göttliches oder kirchliches Gebot verletzt? Die Frage konnte leider nur mit ja beantwortet werden. Zweitens: Habe ich es mit Absicht getan? Die Sache stand für mich nicht gut. Drittens: War es in einer wichtigen Sache? Die Amis hatten einen ganzen Güterzug voll Kohlen, Edwin und ich nur einen halben Sack voll. Mehr konnten wir nicht schleppen. Das sprach für uns: Ergo, lässliche Sünde. So ging es besser!

Oh, dann kam auch noch die Geschichte mit dem Wegmeyer und den nackten Statuen im Nymphengarten hinzu. Einzuordnen war diese Sünde unter Unkeuschheit. Hier war von vornherein fast alles Todsünde. Angst kam auf. Es war richtig gut, dass jetzt alles gebeichtet werden konnte. Nur nicht den Kopf verlieren. Es musste alles ordentlich abgeprüft werden, sonst würde der Geistliche sicherlich nachfragen. Ausserdem, bei schweren Sünden mussten auch noch die näheren Umstände und die Anzahl der Verfehlungen angegeben werden. Es war mir klar, hierfür würde der Kaplan sich besonders interessieren. Das war peinlich. Ich wusste zwar, dass er meine Sünden nie und nimmer wird weitererzählen, dass er sich lieber die Zunge herauschneiden lassen würde oder sich wie der heilige Nepomuk von der Brücke ins Wasser stürzen liess, als je ein Sterbenswörtchen davon preiszugeben.

Hast Du freiwillig unkeusche Bilder angeschaut? So stand es im Beichtspiegel. Ich hatte, obwohl ich damals noch gar nicht wusste, dass die Bronzen im Nymphengarten unkeusch sind. Schlimmer war das noch mit Nachbars Christel. Wo hätte ich denn hinsehen sollen, als sich diese inmitten unserer Bubenschar auszog? Schliesslich hatte sie die Sünde der Unschamhaftigkeit begangen. Vielleicht aber auch nicht, weil sie noch zu klein war. Nein, ich hatte nicht Christels Beichtzettel zu schreiben, sondern den meinen. Ausserdem war Christel evangelisch, hatte somit nicht die Gnaden der Kirche zu erwarten und war zu bedauern, denn ohne diese konnte sie nur mit Vorbehalt in das Himmelreich einkehren. Nach ihrem Tode erwartete sie die Vorhölle. Ach, hätte man diesen Ort doch wenigstens Vorhimmel genannt. Mir hatten die Leute in der Vorhölle Leid getan. Deshalb hatte ich mich beim Kaplan sachkundig gemacht. Er hatte mir erklärt, dass die bösen Ungläubigen genauso wie die schlechten Katholiken in der Hölle büssen müssen, hingegen die guten in der Vorhölle zusammen mit den Ungetauften anzutreffen seien, wo ihnen allerdings die Anschauung Gottes verwehrt sei, ihnen aber kein Leid geschehe.

Auf meinem Beichtzettel war immer noch kein einziges Wort zu lesen. Mutter bot wieder ihre Hilfe an. Ich musste ablehnen.

An dieser Stelle ganz besonders. Ich holte mein Magnifikat und schlug den Beichtspiegel auf. Ich sollte beim ersten Gebot anfangen: Die täglichen Gebete hatte ich gesprochen, an jedem Sonntag hatte ich die Messe besucht. Es stand gut um mich. Unandächtig gebetet? Manchmal. Abergläubig war ich nicht und Götzen habe ich auch nicht angebetet. Das tun sowieso nur die dummen Heiden, die huldigen sogar Bäumen, Steinen und Tieren. Tiere? Vielleicht Pferde? Da gab es doch am Mühlburger Tor ein Pferdedenkmal. Auf dem Pferd sass, wie es sich gehörte, ein Soldat, und auf dem Sockel war etwas zu lesen von der «Toten Taten Ruhm». Im Krieg hatten, ich erinnerte mich genau, auch noch zwei richtige Soldaten vor dieser Stätte gestanden, und jeder, der daran vorübergegangen war, hatte die Hand zum Hitlergruss erhoben. Man hätte es auch bleiben lassen können. Aber da hätte man zur anderen Strassenseite wechseln müssen. Also alle, die vorbeizogen, wollten das Pferd verehren. Mit Mutter waren auch wir vorbeigegangen und hatten, wie geboten, stramm unsere Hand zum Gruss erhoben. Die Soldaten hatten nicht zurückgegrüsst. Sie waren so unbeweglich wie das Pferd und der Reiter über ihnen. Dass diese sich überhaupt nicht bewegt, nicht einmal mit der Wimper gezuckt hatten, hatte ich beachtlich gefunden. Unter diesem Eindruck hatte ich Mutter überredet, mit Edwin und mir nochmals an dem Pferd vorbeizugehen, um ein zweites Mal grüssen zu dürfen. War dies Götzendienst? Hatte ich Mutter und Bruder zum Götzendienst verführt?

Hier kam ich wieder nicht weiter!

Ich musste den Beichtspiegel fortsetzen. Bei Sekten und Andersgläubigen war ich noch nie. Nie hatte ich eine evangelische Kirche betreten. Selbst für die ungläubigen Juden hatten wir am Karfreitag gebetet, «dass dieses verblendete Volk das Licht der Wahrheit erkennen möge.» Ähnlich wie mit der Vorhölle hatte ich auch hier ein Problem, weil ich der Ansicht war, dass letztlich die römischen Soldaten und allen voraus der Stadthalter der Besatzungsmacht am grässlichen Tod unseres Heilands schuldig waren ... und ich selbst

war mitschuldig, meiner Sünden wegen, wie uns der Herr Kaplan immer wieder einschärfte. Auch das verstand ich wiederum nicht.

Und mein Beichtzettel war immer noch blütenweiss, soweit man das von dem damaligen Papier behaupten konnte. Edwin hatte seine Arbeit schon längst beendet. Ich sollte mich beeilen.

Jetzt kamen leichtere Fragen. Hatte ich Geistliche verspottet? Nie. Alte Leute geärgert? Au, au! Um es vorwegzunehmen. Sündenstrafen konnten dieser Tat wegen nicht mehr auf meinem Konto stehen. Ich hatte schon eine ordentliche Tracht Prügel mit dem Teppichklopper dieser Sünde wegen bekommen

Ich sollte aber die Geschichte von vorne erzählen. Es war ein heisser Sommernachmittag. In kurzen Hosen, barfuss oder mit Holzkleperlen beschuht, standen wir in der Bunsenstrasse herum. Es war so nichts Rechtes los. Munition in der Alb zu suchen, lohnte sich nicht mehr. Wir hatten schon lange keine mehr gefunden. Versteck spielen wollte auch keiner. Die Strasse war leer, und nur die Sonne brannte auf uns nieder. Da entdeckte ich einen alten, einsamen Mann, der die wenigen Blätter des Sommers in seinem Hof zusammenfegte. Wir schauten zu und hielten Maulaffen feil. Eigentlich fürchteten wir die Erwachsenen, weil die uns oft bei unseren Spielen vertrieben, manchmal auch schlugen. Der Mann war aber schon so alt, dass er uns nichts mehr anhaben konnte. Auf die Dauer wird das Zuschauen langweilig. Es musste etwas geschehen. Mich stach der Hafer, ich fühlte mich verpflichtet, für die Unterhaltung der Bande zu sorgen. Als der Alte sein dürres Blätterhäufchen beieinanderhatte, nahm ich meinen Stecken, den ich oft bei mir führte, und wirbelte ihm die Blätter wieder auseinander. Da kam Freude und Gelächter unter den Buben auf. Mal sehen, was der Alte macht. Der machte zunächst gar nichts. Plötzlich ging aber eine Haustür auf, und eine Frau stürzte auf mich zu. Jetzt hatte ich wieder das alte Problem mit den Erwachsenen. Die waren grob, aber ich geübt im Rennen. Wäre ich nicht so blöd gewesen, in den eigenen Hof zu laufen, hätte sie mich nicht zu fassen bekommen. Dort aber lief ich genau in die Arme meiner Mutter. Es gab noch einen kurzen Disput zwischen den Frauen, ob ich

zuerst dem alten Mann die Blätter zusammenfegen müsse und dann meine Prügel bezöge oder umgekehrt. Die Nachbarin setzte sich durch. Zuerst fegen. Jetzt hatten die Kameraden wieder was zu lachen. Was dann folgte, wissen wir schon, und zusätzlich hatte ich den ganzen, langen Nachmittag Ausgehverbot und musste ruhig auf der Holzkiste sitzen. Der Himmel sandte an diesem Nachmittag noch eine weitere Strafe hinzu. Inzwischen war eine Holzsägemaschine gekommen, die des Nachbarn Holz schnitt, und ich durfte nicht zusehen.

Die Sündenstrafen mögen abgebusst sein, die Sünde als solche musste gebeichtet werden. Endlich stand etwas auf dem Beichtzettel: «Habe alten Mann geärgert. Ein Mal.»

Mit dem vierten Gebot wurde es wieder schwer: Meine arme Mutter. Oft hatte ich mich zur Wehr gesetzt. Sie war streng. Wir haben es gerade erfahren. Ich war ihr Sorgenkind. Ich war der Älteste und hätte vernünftig sein sollen, ihr helfen müssen und Freude bereiten. Schliesslich hatte sie keinen Mann mehr und musste alles selbst machen. Ich war undankbar. Zwei Mal bin ich ihr fortgelaufen. Ich wollte nicht mehr nach Hause in die Bunsenstrasse kommen.

Zum Abprüfen, ob schwere oder leichte Sünde, bin ich nicht mehr gekommen. Es waren zu viele Delikte. Ich brach ab mit meiner Gewissensforschung und steckte meinen Zettel in meine Hosentasche. Da schien er mir sicherer, als ihn im Magnifikat liegen zu lassen. Genau genommen, ich hätte ihn nicht verbergen müssen. Stand doch nur darauf, dass ich einen alten Mann geärgert habe, und diese Sünde war ohnehin schon bekannt. Aber nur eine Sünde auf dem Beichtzettel. Das konnte niemand glauben.

So ein Abbruch bringt zunächst Erleichterung. Der nächste Tag aber kommt, und der war der Beichtsamstag. Edwin konnte frohgemut zur Beichte gehen. Der hatte alles auf seinem Zettel stehen. Auf meinem Zettel hingegen stand nur eine einzige Sünde.

In den Jahren nach dem grossen Krieg waren die Kirchen gut besucht. An den Samstagen waren alle vier Beichtstühle von St. Boni-

faz besetzt. Auf jeder Seite des Beichtstuhls bildete sich eine kleine Schlange. Wir knieten erst im notdürftig wieder errichteten Mittelschiff der Kirche und beteten unsere Vorbereitungsgebete. Edwin konnte das gute Gewissen tun. Er hatte einen Beichtzettel! Mir war mulmig. Ich werde sicher einige Sünden vergessen oder falsch bewerten. Das könnte zu einer ungültigen Beichte führen. Ich hätte diese dann vor dem Weissen Sonntag wiederholen müssen, um zur Kommunion gehen zu können. Wäre ich aber zuvor gestorben, weiss Gott, wie meine ungültige Beichte im Jenseits bewertet worden wäre. Dann kam noch hinzu, vor dem Herrn Kaplan herumstottern wollte ich auch nicht. Schliesslich hatte ich seinen Tipp vom Beichtzettel nicht befolgt. Wenn man in Not ist, kommen auch Ideen. Ich musste ja nicht zu Kaplan Fautz in den Beichtstuhl gehen. Ich könnte den Geistlichen Rat aufsuchen. Nein, der schien mir arg streng. Sollte ich zu Kaplan Krämer gehen? Auch diesen Gedanken verwarf ich. Er war unser Ministrantenkaplan, war Kampfflieger und ein harter Bursche gewesen, von dem ich mehrfach Prügel bezogen hatte, der brauchte auch nicht alle meine Schandtaten hören. blieb nur noch Kaplan Roth. Also stellte ich mich am Beichtstuhl dieses Kaplans an. Rechts standen vier Erwachsene, links drei. Gegen mein tief eingeschliffenes Schlangestehverhalten stellte ich mich zu den vieren. Ich wollte noch Zeit gewinnen. Hilfsbereitschaft, die ich vom Schlangestehen her nicht kannte, schlug zu, in Form einer schwarzgekleideten Frau, die mich auf die linke Seite verwies. Sie glaubte wohl, ich hätte es nicht schon längst bemerkt, dass der Beichtstuhl einmal von links, das nächste Mal von rechts betreten wird. Es wurde spannend, was sollte ich sagen. Keine Sünde durfte vergessen werden. Schon waren nur noch zwei vor mir. Es murmelte im Beichtstuhl. Ich schaute nach oben. Schöne Sandsteinsäulen, die der Krieg hatte stehen lassen, mit merkwürdigen Kapitellen. Da war einmal ein Pfau zu sehen. Was soll der am Beichtstuhl? Und jetzt fasste mich der Schreck. An einem anderen Kapitell waren Frauenbüsten mit langen Haaren zu erkennen. Nackte Frauen, die sich die Brüste mit den Händen zuhielten. Unkeusches, direkt am Beichtstuhl! Sollte hier die

Standhaftigkeit geprüft werden? Schnell woanders hinschauen. Da war eine Schnecke zu sehen, wieder auf einem anderen ein Fettwanst. Die Hauptsünden! Gut, wenn man etwas gelernt hat. In den Sünden kannte ich mich aus. Also musste mir auch in der Beichte etwas einfallen.

Jetzt wechselten die Beichtenden der anderen Seite. Ich konnte schon das Wispern des Pönitenten von dem des Kaplans unterscheiden. Und bald war in meiner Reihe nur noch einer. Soll ich abhauen? Möglich wäre es gewesen. Das hätte ich aber meiner Mutter nicht antun können. Und wie wäre ich vor meinem Bruder dagestanden, der gerade hinter dem Vorhang von Kaplan Fautz verschwand? Der Nächste aus der rechten Reihe war dran. Oh, hätte ich doch schon mein «ego te absolvo». Jetzt wieder die linke Reihe, und ich stand unmittelbar vor dem schweren Vorhang, der mich von meinem Vorgänger trennte. Jetzt noch einmal rechts und dann wäre ich an der Reihe. Und wiederum, die Not gebiert Einfälle. «Ich werde mein Gebetbuch in den Beichtstuhl mitnehmen und den Beichtspiegel aufschlagen. Da habe ich alle Sünden vor mir. Keine kann vergessen werden.»

Mein Vorgänger hatte sein «ego te absolvo» und seine Busse erhalten. Die linke Seite war dran: Ich. Den Vorhang schob ich vorsichtig zur Seite. Ein kleines, hohes Fensterchen erhellte den schmalen Raum, der zum Kaplan hin durch eine Holzwand getrennt war, an der sich ein Knieschemel befand. Ich kniete nieder. Mein Mund war nun unmittelbar vor dem Beichtgitter, hinter dem Kaplan Roth sass, nur schemenhaft zu erkennen, in schwarzer Soutane und violetter Stola.

«Dies ist meine erste Beichte. In Demut und Reue bekenne ich meine Sünden.» Der Kaplan fragte überhaupt nicht nach einem Beichtzettel. Das war gut. Jetzt kam mein Rettungsanker. Ich schlug den Beichtspiegel auf. Jede Frage formte ich in eine Antwort um und brauchte nur noch anzuhängen: selten, manchmal oder öfters. Das war praktisch, ehrlich und vollständig. Keine Sünde war vergessen worden, und besser sich einmal zu viel angeklagt als zu wenig. Das brachte Sicherheit in die Angelegenheit. Und so konnte ich schließen: «Gott, sei mir Sünder gnädig.»

Wegen meines Kniffs hatte der Kaplan nichts gesagt. Er ermahnte mich freundlich meiner Sünden wegen und empfahl Besserung, erteilte mir schliesslich als Busse drei «Gegrüssest seiest Du Maria», und ich hörte dankbar sein «ego te absolvo a peccatis tuis» und beim «in nomine patris» bekreuzigte ich mich. Jetzt sprach er wieder deutsch: «Gelobt sei Jesus Christus.» «In Ewigkeit, Amen.»

Ich war entlassen. Mit grosser Erleichterung kehrte ich in die Bank des Hauptschiffes zurück, und in Dankbarkeit betete ich meine Busse doppelt. Ich bin schuldig geworden. Ich habe die Freiheit zur Sünde. Ich habe ein Gefühl von Verantwortung für mich entwickelt. Ich werde erwachsen. So fühlte ich, denn noch war nicht eine Zeit angebrochen, in der eine infantile Gesellschaft unfähig sein wird zum Sündigen und um eigenes Scheitern zu erklären, sie das Böse bei den Vorderen suchen und finden wird.

Es kann sein, dass Edwin sich meiner langen Busse wegen gewundert haben mag. Gut erlebte ich mich. Ich brauchte mich nicht mehr schämen, der geklauten Äpfel, meiner liederlichen Schulaufgaben, meiner Frechheiten wegen, dass ich alte Leute geärgert und dem Wegmeyer zugehört habe. Vor allem meine Unfolgsamkeit gegenüber meiner Mutter war verziehen. Ich glaube, das war mir das Wichtigste. So erleichtert, verliessen Edwin und ich die Kirche, die noch eine halbe Ruine war. Zuvor allerdings schauten wir zur grossen Tafel, in deren Mitte die Schutzmantelmadonna zu sehen ist, umrandet von vielen Namen der Toten aus dem Zweiten Weltkrieg. Mitten unter diesen Namen steht: FRANZ SCHMEISER.

Feste hatten einen ungleich höheren und auch ernsteren Rang als heute und wurden recht aufwändig gefeiert. Vor der Währungsreform gab es keine Anzüge oder Schuhe gegen Geld zu kaufen. Ohne dunklen Anzug zur Kommunion zu gehen, wäre dennoch unmöglich gewesen. Es blieb nur der Tauschweg, um zu etwas Neuem, wenn man das so nennen will, zu kommen. Wie es meine arme Mutter geschafft hat, zu gebrauchten Anzügen zu kommen, hat sie uns nicht

verraten. Wahrscheinlich mussten Wäschevorräte aus ihrer Aussteuer erhalten. Mir wurde ein Bleyle-Anzug mit kurzen Hosen verpasst. Ich fand ihn irgendwie unangenehm, schwieg aber. Schlimmer, meine ich, hatte es meinen Bruder getroffen. Für den war ein Matrosenanzug da. Er war zumindest auch dunkelblau. Edwin schwieg ebenso. Auch er hatte frisch gebeichtet und wollte sich nicht aus der erworbenen, heiligmachenden Gnade hinauskatapultieren.

Wie in dieser Hungerzeit allerdings ein richtiges Fest mit opulentem Essen, Trinken und allem, was sonst noch dazugehört, zu arrangieren war, will ich jetzt berichten.

Ohne Onkel Karl und Tante Elise wäre ein angemessenes Fest nicht möglich gewesen. Onkel Karl, der älter als seine Schwester war, beschloss, in seinem Haus in Mannheim das Fest auszurichten.

Schon am Ostermontag reisten wir dorthin. Das ist ein Feiertag. Und der Feiertag war beim arbeitsamen Onkel heilig. Wir durften nicht draussen herumrennen. Es geschah Wichtigeres. Mit Verspätung war der Osterhase noch einmal gekommen. Bei Tante Elise und Onkel Karl legte der Hase immer in den Garten, und wer sich etwas auskannte, wusste, dass er dies bevorzugt in das Hochbeet tat. Dort fanden Edwin und ich ein herrliches Nest mit bunten Eiern und zwei roten Zuckerhasen. Das war schon etwas Besonderes. Süßigkeiten waren selten. Um möglichst lange den Genuss zu haben, wurden immer nur kleine Teile vom Osterhasen abgebrochen. Zunächst von unten her, auf dass der sitzende Hase noch möglichst lange seine Form behielt. Dann gab es noch die Möglichkeit, die Ohren abzuschlecken. Auch diese Methode hielt die Illusion vom ganzen Hasen noch eine Weile aufrecht. Irgendwann war es dann so weit, dass auch der Rest daran glauben musste.

Das Anwesen, in dem mein Onkel eine Baustoffhandlung betrieb, gehörte schon zu Urzeiten der Familie. Das waren Baumeister, die immer neben ihrer Firma etwas Landwirtschaft betrieben hatten. In dieser schlechten Zeit war diese wiederbelebt worden. Onkel und Tante wussten noch, wie man ein Schwein mästet, eine Ziege füttert

und Hühner hält. Es war interessant, in den alten Gebäuden, unmittelbar am Steilufer des Neckars, herumzustöbern. Das taten wir auch ausführlich – viel zu ausführlich, wie sich bald herausstellen sollte. Dass im Garten ein Hühnerauslauf gebaut worden war, das kannten wir schon. Jetzt aber entdeckten wir einen weiteren Stall im Giebel einer ehemaligen Scheuer, in der jetzt Zement, Kalk und viele andere Baumaterialien auf drei Etagen gelagert waren. Uns schien das sehr geheimnisvoll. Weshalb lebten diese Hühner so abgelegen? Warum waren sie nicht bei den anderen im Garten, sondern hier oben in luftiger Höhe versteckt? Ich fragte Fritz, einen jungen Büroangestellten meines Onkels, der mir für solche Fragen geeignet schien. Fritz zauderte und berichtete von einem Ilvesheimer Bekannten, dem der Hühnerstall abgebrannt sei und der bis zum Wiederaufbau des Stalls die Hühner dort im Giebel untergebracht habe. Es sei aber wichtig, dass wir darüber nicht redeten.

Als Kind merkt man sehr wohl, wenn die Erwachsenen Schwierigkeiten mit der Wahrheit haben. Um die Hühner musste es ein Geheimnis geben. Ein Stadtkind, das von Hühnerhaltung keine Ahnung hat, wusste natürlich nicht, dass jedes Huhn auf der Behörde registriert sein musste, auf dass der Halter zu einer Eierablieferung gezwungen werden konnte. Ja, so waren eben die Zeiten. Wie sollte man aber einen anständigen Weissen Sonntag feiern, ohne eine Vielzahl von Eiern. Die braucht man für Kuchen, Nudeln und vieles mehr. So mussten eben die armen Hühner illegal und abgeschieden von ihren Kameraden leben und Eier legen. Und sie taten dies fleissig und ohne Gram. Einem Huhn ist es egal, was einen Bürokraten schert. Ich glaube, Onkel und Tante hatten auch kein schlechtes Gewissen. Die Sache diente einem heiligen Zweck.

Mit Eiern alleine kann man noch kein richtiges Fest ausrichten. Der Wein kam aus dem pfälzischen Maikammer, gleich ein ganzes Fässchen, und das Fleisch aus dem Odenwald. Geholt wurden diese Raritäten von Onkel Karl mit einem alten DKW, der den Krieg unter einem Heuhaufen im Schwarzwald überstanden hatte. So war ihm die Reise zur schwarzen Erde von Charkow erspart geblieben. Den

Rückweg hätte der sicherlich nicht mehr gefunden. Hier war er goldeswert, wie wir sehen. Auch er diente dem heiligen Zweck, ähnlich dem Tonzeug, das Onkel den Bauern anbieten musste, um handelseinig mit ihnen zu werden. Nur gegen Reichsmark wollte zu jenen Zeiten kein Bauer Fleisch verkaufen.

Der grosse Tag näherte sich. Jeden Morgen wurden wir von Pfarrer Spinner, einem mächtigen Mann, der noch wusste, wie die Welt sich dreht, in die Liturgie eingewiesen. Ihm stand auch nur noch ein Schuppen, errichtet im Chor seiner Kirche, zur Verfügung. Der amerikanische General Patton hatte drei Jahre zuvor am Karfreitag zunächst den Turm und dann das ganze Kirchenschiff niederbrennen lassen. Mein Grossvater, der diese Kirche zusammen mit Onkel Karls Schwiegervater errichtet hatte, hat das jämmerliche Ende von St. Ägidius, wie schon berichtet, noch erleben müssen.

Weisser Sonntag. Die Sonne war strahlend über dem Odenwald aufgegangen. Die Fluten des Neckars glitzerten durch die Fenster der Wohnstube und des Esszimmers. In aller Frühe war eine Köchin gekommen, die schon am Samstag die vorbereiteten Fleischstücke inspiert hatte und mit den Nudeln, die Tage zuvor bewundernswert dünn ausgerollt, gewickelt und geschnitten worden waren, sich zufrieden zeigte. Für die Kuchen war sie nicht zuständig. Es waren über Tage hinweg Unmengen davon gebacken worden. Ich meine, mich an zwanzig Stück zu erinnern. Feine Obstkuchen mit Eingemachtem belegt. Stopfkuchen für den grossen Hunger und wohl auch als Gegengeschenk gedacht für diejenigen, die entfernt verwandt waren und nur ein kleines Präsent zum Fest abliefern. Frankfurter Kranz und eine veritable Torte. Diese Pracht war auf Tischen aufgebaut. Etwas dergleichen hatte ich noch nie gesehen. Edwin und ich, um die sich das Fest drehte, standen frisch herausgeputzt in unseren Kommunionanzügen vor all diesen Leckereien: Nüchtern, wie wir eingangs gelernt haben. Von der Küche her roch es schon nach Braten und Suppe.

Wir ahnen es. Das Drama neigt sich dem Höhepunkt zu. Nur für eine einzige Sekunde vergass ich all das Gelernte. Kleine Häppchen

für eine Vorspeise schauten mich an. Ich befeuchtete meinen Finger und tupfte ein einzelnes Körnchen Salz vom Rande einer der gerichteten Platten auf. Wie ein Blitz durchfuhr es mich. Ich war nicht mehr nüchtern.

Alle Bemühungen für diesen Tag waren umsonst. Umsonst hatte ich so viel gelernt, hatte ich auf Fastnacht verzichtet, mich meiner Sünden geschämt und bin zur Beichte gegangen. Umsonst hatten sich alle auf das Fest gefreut. Umsonst hatte Mutter einen dunklen Kommunionanzug ergattert. Umsonst hatten die «schwarzen» Hühner «schwarze» Eier gelegt. Umsonst war Onkel Karl in den Odenwald Fleisch holen gefahren. Umsonst hatte Jesus für mich das Altarsakrament eingesetzt.

Tante Elise und Edwin hatten mein Vergehen beobachtet. Wie gelähmt stand ich vor der Platte. Für mich konnte es heute keinen Weg zum Heiligen Mahl geben. Edwin wird alleine gehen müssen. Alle werden sehen, dass ich unbeherrscht gewesen war oder gar eine schwere Sünde seit der letzten Beichte auf mich geladen hatte. Tante starrte mich an. Es verging Zeit. Ich bemerkte, ihre Züge lockerten sich. «Eines Körnchens Salz wegen sei die Nüchternheit nicht gebrochen. Ich solle in Zukunft mehr auf mich aufpassen.» Sie war klüger als der Herr Kaplan. Ich wollte es glauben. Und mein armer Bruder hatte sich dieses Mal unnötig um mich ängstigen müssen. Auch er wollte Tante Elises Worten glauben.

Keine Kirchenglocken läuteten. Vor drei Jahren waren sie vom brennenden Dachstuhl in die Turmbasis gestürzt. Die Protestanten hatten wenigstens noch eine Glocke, halfen aber nicht aus. Wahrscheinlich hätten sich die Katholiken auch nicht aushelfen lassen. Eine protestantische Glocke hätte keinen Rechtgläubigen in die Messe gebracht. Kurz vor dem Kirchenbesuch bekamen wir unsere Kerzen. Die waren mit Asparagus umwunden. Oben war eine gläserne Tropfschale, die wahrscheinlich schon mancher Generation von Kommunionkindern gedient hatte, mit Stecknadeln befestigt, die im Wachs staken. Ein feines, weisses Tuch bedeckte die Hand. Neu waren die Kerzen nicht. Wenn sie erst brennen würden, wird man das

ihnen nicht mehr ansehen. Sie waren jedenfalls gross, dick und stattlich.

Über den Höhepunkt des Tages weiss ich nicht mehr viel zu berichten. Es sind nur noch Bruchstücke von Empfindungen in mir zurückgeblieben. In der Baracke, die im Chor als Notkirche aufgeschlagen war, herrschte ein schreckliches Gedränge. Wir Kommunionkinder waren ganz nah am Altar und hatten eine eigene Bank. Für mich ging das Ritual in diesem beängstigenden Durcheinander unter. Irgendwann schritt ich mit all den unbekanntem Kindern zum Altar und empfing das Allerheiligste. Das Tabu war in mir. Das Unberührbare auf der Zunge zergangen und geschluckt. Das Unfassbare war für einen Augenblick spürbar geworden. Dann umfasste mich aber wieder das Durcheinander. Der General hatte uns die Orgel und die ganze Kirche verbrannt, und wir befanden uns in dieser elenden Baracke, wo kein Jubel aufkommen konnte, auch wenn die Gemeinde lauthals von den läutenden Osterglocken sang.

Bei Onkel und Tante wieder angekommen, war alles anders. Da läuteten die Osterglocken! Sonne durchstreifte die festlich gerichteten Zimmer. Edwin und ich standen im Mittelpunkt. Die Gäste wurden begrüsst. Tante Anna war aus Karlsruhe angereist. Tante Ilse mit Cousine Heidrun, aus Schlesien geflüchtet, waren zusammen mit Oma Maria gekommen. Onkel Paul war noch in Sibirien gefangen gehalten und Onkel Walter lag im Lazarett. Deshalb war seine junge Frau, Tante Rosemarie, auch alleine da. So war Onkel Karl der einzige Mann, umrahmt von Tante Elise und Tochter Margot.

Die Zeit der Nüchternheit war für alle zu Ende. Es gab Kaffee und jeder durfte seine Kuchenwünsche anmelden. Dann wurden die kalten Platten gereicht mit belegten Brötchen, zwischen denen noch manches Salzkorn lag, das mir so leicht hätte zum Verhängnis werden können. Ein solches Frühstück kann es in satten Zeiten nicht geben. Man kann es auch schlecht beschreiben. Für mich war es unendlich lange und lustvoll. Und nachdem wir endlich satt waren, näherte sich schon der nächste Höhepunkt: Es kamen die Geschenke. Neben

manchem frommen Buch waren da Krawattennadeln, Manschettenknöpfe und ein silberner Siegelring, Füllhalter und Stifte in Empfang zu nehmen. Hinzu kamen einige Hortensienstöcke und vor allem viel Geld. Das gab es vor der Währungsreform reichlich. Kaufen konnte man sich davon allerdings fast nichts. Edwin und ich beschlossen, es zu sparen, und ich nahm es in Gewahrsam, wohl sortiert in einer ebenfalls geschenkten, papierenen Brieftasche. Es waren wirklich viele Geschenke, oft von Leuten, die Edwin und ich gar nicht kannten, die aber irgendwie eine Beziehung zu Mutters Familie hatten.

Die Köchin war mit dem Festessen fertig, und es kam die Markklösschensuppe, die nach einem gemeinsamen Tischgebet eingenommen und allseits gelobt wurde. Besonders gross wurden die Augen bei der ohnehin schwächtigen Tante Anna, die als Regierungsbeamtin wohl schon lange keinen Braten mit Nudeln mehr gesehen hatte. Zum Abschluss des Ganges erbat sie sich einen Extralöffel von der Sosse. Nachtisch und wieder Kirchgang.

Um zwei Uhr war Aufnahme in die Corpus-Christi-Bruderschaft. Es waren nicht mehr so viele Leute im Kirchenschuppen. Wir Kommunionkinder sangen vom Taufbund, der immer feststehen wird, dass die Kirche uns allzeit gläubig sehen soll und wir folgsam gegenüber ihren Lehren sein werden. Wir widersagten lautstark «dem Teufel und allen seinen Werken» und verpflichteten uns, die Andachten der Bruderschaft regelmässig zu besuchen und täglich ein Gebet im Sinne des Heiligen Vaters zu entrichten. Die Kommunionkerzen mussten wir löschen, und der Kaplan versprach uns, am nächsten Tag einen Ausflug mit der Bergbahn zum Königstuhl zu unternehmen.

Bei Onkel und Tante gab es wieder Kaffee. Es kamen immer noch Leute mit Glückwunschkarten, Hortensienstöcken oder Geld. Manche kamen von Firmen, die mit meinem Onkel zusammenarbeiteten. Warum nicht? Pecunia non olet. Und wieder gab es Essen. Edwin und ich sassen auf unseren Ehrenplätzen und machten uns über die kalten Platten her.

So endete der grosse Tag zwischen lauter Frauen und einem Mann. Im Abendgebet bedankte ich mich für diesen aussergewöhnli-

chen Tag, dachte an die Wohltäter und schlief nicht ein, bevor ich Gott um die ewige Ruhe meines Vaters angerufen hatte.

Ich sollte noch einen Nachtrag hinzufügen: Auf alle grossen Tage folgen Regentage. Und so war es auch mit dem Montag nach dem Weissen Sonntag.

Edwin und ich standen an der Haltestelle der Stadtbahn, pünktlich um zehn Uhr, ausgerüstet mit einem Vesper, die Windjacken fest geschlossen, und harrten des Herrn Kaplan. Nur einige Mitkommunikanten waren zum vorgesehenen Ausflug auf den Königstuhl gekommen. Entweder hatten die Fehlenden das Feiern nicht vertragen oder, was wahrscheinlicher erschien, sie waren wasserscheu. Es regnete in Kübeln. Der Herr Kaplan war auch nicht zu sehen. Er liess ausrichten, der Ausflug falle ins Wasser.

Nicht für mich. Ich war noch nie auf dem Königstuhl. Bergbahn wollte ich auch fahren. Proviant und Fahrgeld waren vorhanden. Wir brauchten keinen Kaplan!

So dachten leider nur noch zwei. Ein Knabe, den ich nicht kannte, dessen Name ich vergessen habe, und mein treuer und mutiger Bruder. Einen Ausflug kann man auch zu dritt machen. Wir lösten Karten für eine Fahrt nach Heidelberg und zurück – das war damals noch eine Reise und nicht eine Fahrt von einem Stadtteil zu einem anderen. Im Wagen war es trocken und warm. Die Elektrische fand den Weg zum Bismarckplatz in Heidelberg. Wer hätte es gedacht? Es regnete auch in Heidelberg. Wir durchstreiften die Altstadt, die uns unbekannt war, und fragten uns zur Bergbahn durch. Die war elend teuer. Unser Geld reichte nur bis zum Schloss. Wir fuhren zunächst dorthin, betrachteten den dicken Turm und die anderen Trümmer; in diesem spezifischen Fall hatten die Franzosen die Schandtat auf dem Kerbholz. Eine erste Brotzeit war angesagt. Das Brot war angeweicht. Es schmeckte immer noch.

Die Ehre hätte es nicht zugelassen, nach Hause zu fahren, ohne auf dem Königstuhl gewesen zu sein. Ausserdem sollte dort oben eine Sternwarte der Universität sein. Die musste man gesehen haben. Geld für die Bahn zum Königstuhl hatten wir, wie schon bekannt, nicht genügend. Des Weges waren wir auch nicht kundig. Ich hatte aber eine Idee. Wir gehen den Geleisen der Bahn entlang. Der Plan war gut, die Ausführung hingegen mühselig. So eine Bergbahn fährt steil den Berg hinan, manchmal durch Einschnitte hindurch und manchmal über Brücken hinweg. Wir kletterten tapfer, rutschten im schmierigen Waldboden und verloren niemals das Geleise aus den Augen, bis wir die Endstation erreicht hatten. Dort regnete es auch. Es war überhaupt nichts Gescheites zu sehen. Da war ein verschlossenes Gebäude und schon gar kein Mensch, der uns in die Himmelskunde hätte eingewiesen.

Das letzte Brot wurde verzehrt. Wasser gab es aus einem Brunnen zu trinken, und wir machten uns an den Abstieg. Viel angenehmer als der Aufstieg war der auch nicht, und Petrus hatte auch weiterhin nicht das geringste Verständnis für unseren Kommunionausflug.

Wir hatten die Rechnung ohne die Seckenheimer gemacht. Schon um die Mittagszeit war bekannt geworden, dass der Ausflug ausgefallen sei. Mit einer mehrschichtigen Sehnsucht hatte man uns am Abend erwartet. Kommunionkinder bekommen keine Prügel.

Rita ist kein Mädchen vom Lande

Das Geld war entwertet worden. Für eine Rentenmark bekam man günstigenfalls zehn deutsche Pfennige. Das viele aber weitgehend wertlose Geld, das ich zur Ersten Heiligen Kommunion geschenkt bekommen und brav in einer Brieftasche aus schwarzgenoppter Pappe aufbewahrt hatte, war jämmerlich zusammengeschmolzen. Jetzt war mein Beutel leer und die Schaufenster voll. Zuvor war es umgekehrt gewesen. Freilich, in beiden Fällen wird man nicht satt. Auch die Traubenzuckerinjektionen von Frau Dr. Wälde, die ihre Zwei-Zimmer-Praxis als Untermieter in Schröders Wohnung im zweiten Stock eingerichtet hatte, zeigten keinen Erfolg. Die stumpfen Kanülen der gewaltigen Glasspritzen waren wiederholt erfolglos in meine Armvenen gerammt worden. Ich muss so dürftig ausgesehen haben, dass ich dem Kaplan Roth von St. Bonifatius aufgefallen war. Dieser stammte aus einem kleinen Dorf im Odenwald. Dort hatte er bei Bauern nachgefragt, wer über die grossen Ferien ein Stadtkind aufnehmen könne, um es durchzufüttern.

Einige Bauern konnten. Zusammen mit drei Mädchen wurde ich zum Karlsruher Hauptbahnhof gebracht. Ein Bummelzug nahm uns nach Heidelberg mit. Dort galt es, einen Zug zu finden, der nach Mosbach fuhr. Kaum dort angekommen, begann das Abenteuer. Tapfer bestiegen wir jetzt eine Kleinbahn, mit Endstation Mudau. Uns war eingeschärft worden, dass wir in Laudenberg auszusteigen hätten. Dasselbst würden uns die Gasteltern in Empfang nehmen.

Von der Reichsbahn waren wir nicht verwöhnt, was sich aber hier auf den Schienen abspielte, war halsbrecherisch. Ein kleines, altes

Dampfross zog seine wenigen Wägelchen mit viel Mühe aus dem Neckartal ins Hügelland, schwankend über manch altes Geleise und donnernd durch Weichen. Die Reise führte durch kleine Schluchten, über manch zerbrechliches Brücklein, fast immer einspurig. Jeder Wagen hatte eine Plattform, auf der es lustig war zu stehen. Von dort konnte man in aller Ruhe die Landschaft und vor allem die kleinen Bahnhöfe an der Strecke betrachten. Das Bähnchen dampfte so gemütlich, dass es mir auf der Plattform überhaupt nicht zugig vorkam. So verbrachte ich lange Zeit draussen. Soviel Aussicht hatten die grossen Bahnen nicht zu bieten. Mir ging es gut. Ich hatte gerade die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestanden. Die grossen Ferien lagen vor mir: Sommertage.

Meine Reisebegleiterinnen interessierten mich wenig. Mit Mädchen umzugehen, war ich nicht gewohnt. Die sassen im Wagen und schwatzten. Für mich unverständlich, wo es hier draussen doch viel interessanter war. Ich hatte mir die Mädels gar nicht so genau angesehen. Alle waren aus unserer Pfarrei. Keine kannte ich. Woher denn? In der Pfarrjugend wurden Buben und Mädchen fein säuberlich voneinander getrennt, in der Schule war es nicht anders, und am Altäre Gottes hatten die «Weiber» schon gar nichts verloren. Da war eine Rosemarie. Der aufmerksame Leser erinnert sich: Mädchen werden mit dem Vornamen angesprochen! Sie war gerade zwei Jahre älter als ich. Vielleicht war sie sogar ganz lieb. Sie hatte aber bei unserer Abreise in Karlsruhe die Aufgabe übertragen bekommen, ein Auge auf die Jüngeren zu werfen. Das passte mir nicht. Werde ich doch nach den grossen Ferien Sextaner sein und schon deshalb für mich selbst sorgen können. Ich konnte selbst lesen und herausfinden, wo man umsteigt. Dann gab es noch die beiden anderen Gören: eine Ursula, ein blasses ruhiges Kind, das bestenfalls zuhören konnte, und eine Rita. Sie war anders. Sie hatte blonde Haare, die waren ebenfalls zu Zöpfen geflochten wie bei Rosemarie und Ursula. Ihre Haare aber schienen sich als Zöpfe nicht wohl zu fühlen. Rita deuchte mir wilder. Vielleicht konnte man mit ihr etwas anfangen. Wahrscheinlich

aber doch nicht. Sonst wäre sie bei mir auf der Plattform und hätte eine Idee, wie die Zeit zu vertreiben sei. So betrachtete ich weiter die Gegend, die immer einsamer wurde. Kleine Weiler lagen im Tal und einzelne Gehöfte waren zu sehen. Schmale Felder zogen am Bähnchen vorbei, auf denen schon golden das Getreide stand. Vor allem aber interessierte ich mich für Obstbäume. Hatte ich diese doch im vergangenen Sommer auf dem Buchenauer Hof zu schätzen gelernt.

Ich fühlte mich richtig wohl, bis ich bemerkte, dass es zwischen meinen Zähnen begann zu knirschen. Zunächst blieb mir das Phänomen unerklärlich. Ein zufälliger Blick auf meine nackten Arme erklärte alles. Diese hatten inzwischen viele schwarze Pünktchen. Nicht nur meine Arme hatten solche Pünktchen. Die hatten sich auch auf meinem Hemd ausgebreitet. Nur konnte man sie dort kaum wahrnehmen. Zu jenen Zeiten trug man Kleinkariertes und eine Lederhose. Letztere brauchte nie gewechselt werden, und das Hemd musste eine Woche durchhalten können, bis es wieder den Waschzuber sah. Helle oder einfarbige Hemden hätten das nie geschafft. Mit dem Schmutz ist es nämlich so wie mit der Sünde: Es gibt ihn überall, nur sehen lassen darf man sich mit ihm nicht.

Ich ging zu den schwatzenden Mädchen ins Wageninnere. Die «Blöden» begannen zu lachen, als sie mich russgeschwärzt sahen. Besonders muss ihnen mein Gesicht gefallen haben. Dort hatte sich wohl mancher schwarze Punkt in einen Kometen verwandelt.

So kamen wir in Laudenberg an. Mein Pappköfferchen – der Leser kennt es schon aus der Klinik von Professor Böckels – in der Hand und einen kleinen Rucksack am Rücken stand ich auf dem bekiesten Bahnsteig. Bauersleute waren gekommen. Jeder ergriff eines der Kinder. Rasch verloren wir uns aus den Augen.

Mich hatte eine resolute, aber durchaus treuherzig dreinschauende Bäuerin, Frau Münch, abgeholt. Zu Fuss erreichten wir den Hof, nahe am Damm der Bimmelbahn gelegen.

Der sollte nun für die nächsten sechs Wochen mein Zuhause sein. Er lag an einem unbefestigten Weg und bestand nur aus einem einzigen langgestreckten Gebäude, welches sich in drei Teile gliederte.

Am einen Kopfe war das zweistöckige Wohnhaus, am anderen der Stall, in dessen Obergeschoss das Heu lag. Getrennt waren diese Flügel durch eine Scheuer. Zwei grosse Tore, hinter denen gewöhnlich eine kleine Dreschmaschine und ein Leiterwagen standen, gaben dem schlichten Gebäude ein optisches Zentrum.

Wir betraten das Wohnhaus über eine kleine Steintreppe. Ich gewährte eine enge Stiege, die ins obere Geschoss führte. Hinter der Stiege befand sich eine Holztür, von der die Farbe abblätterte. Sie führte zur Küche, deren Fenster einen Ausblick auf eine Streuobstwiese gewährte, bepflanzt mit den verschiedensten Nutzbäumen und begrenzt von einem kleinen Bach, über den ein Steg führte. Das Haus lag am Hang. Wir hatten es von der Hangseite her betreten. Zur Talseite gab es noch einen unteren Stock. Zur Linken des Gehöfts stand ein kleines Gehölz mit allerhand Knüppelholz, und zur Rechten setzte sich die Wiese fort bis zu einem Nachbargrundstück, das durch einen Rain getrennt war. Bemerkenswert fand ich in der Küche einen Wasserstein, der neben einer rückwärtigen Tür unter dem Fenster aufgestellt war und an dessen rechten Seite eine Handpumpe angebracht war. Eines war mir sofort klar: Frischwasser musste man sich hier durch eigene Körperkraft besorgen und ein Badezimmer wird man erst gar nicht suchen müssen.

Als ich der rückwärtigen Tür mit kleinen Fensterchen nähertrat, entdeckte ich eine Stiege, die an der Rückseite des Hauses zunächst nicht zur Streuobstwiese führte, sondern zu einem Häuschen, dessen Funktion ich erst später kennen lernen durfte. Dieses Häuschen schmiegte sich allerliebste an einen ansehnlichen Misthaufen.

Jetzt aber ereignete sich Erstaunliches. Die Bäuerin meinte, mein Vesper hätte ich sicher schon auf der langen Zugfahrt aufgezehrt und ich bedürfe vor dem Abendessen noch einer Stärkung. Eigentlich hätte ich vornehm ablehnen müssen. Ich habe es nicht getan, und das war auch gut so. Aus einem Schrank wurde ein riesenhafter Brotlaib hervorgeholt. Und wenn man Hunger hat, erscheint einem ein sol-

cher Laib noch viel grösser als er in Wirklichkeit ist. Die Bäuerin bekreuzigte das Brot mit dem Messer, halbierte es und schnitt eine ganze lange Scheibe ab. Diese wurde auf den Küchentisch gelegt, wo meine Augen bald überquellen sollten. Aus einem Butterfass wurde die sahnige Schmiere in grosser Portion geholt und meine Scheibe bekam einen dick deckenden Überzug. Das war nicht wie zu Hause, wo mit Margarine nur die Poren des Brotes gefüllt werden konnten. Es blieb aber keineswegs nur bei diesem leckeren Belag. Ich traute meinen Augen nicht: auf die Butter strich die Bäuerin rasch eine weitere dicke Schicht aus weissem Käse, Bibbeleskäs sagten die Laudener dazu. Und wie wenn dies nicht schon alles genug gewesen wäre: Das Brot erhielt zum guten Schluss eine beachtliche Verzierung mit einem zähen, fast schwarzen Pflaumenmus. Mit einem raschen Schnitt ward die gigantische Scheibe geteilt und mir in die rechte und linke Hand gedrückt. Was konnte ich vom Leben noch mehr erwarten?

Oh doch, es lässt sich immer noch etwas draufsatteln. Die Bäuerin meinte, ich sei doch schon gross, und da könne ich sicher auch noch ein Glas Most vertragen. Ich wollte gross sein und bekam meinen Most. Bei Onkel Karl, der auch Most hatte, bekam ich nie welchen. Er meinte regelmässig, das sei nichts für Kinder. Tränken die Most, würde ihnen das Hemd zu kurz. Ich war nach solchen Bemerkungen meines Onkels beleidigt. Hier in Laudenberg konnte ich beweisen, dass bei mir kein Hemd zu kurz wurde. Hier wusste man mich richtig einzuschätzen!

Most und Brot hoben meine Stimmung. Der Bauer erschien. Ein etwas hagerer Mann, der im Kontrast zur Fülle der Bäuerin stand. Er hatte ein faltiges, freundliches Gesicht, das mit Vergnügen das Tempo verfolgte, mit dem ich meine Schnitten verzehrte. «Wie man isst, so schafft man auch!» Wir gingen anschliessend in einen kleinen Raum, der mir als Bleibe angewiesen wurde. Da gab es ein Bettgestell, auf dem keine Matratze lag. Noch keine! Der Bauer begab sich mit mir in die Scheune, dort wurde ein grosser Jutesack mit Häcksel gestopft, und schon hatte ich meine Matratze. Wie unkompliziert das Leben sein kann, begann ich zu lernen. Das nächste Lehrstück folgte

schon nach dem Abendessen: Zähneputzen oder gar sich vor dem Zu-Bett-Gehen waschen zu müssen, das kannte man hier nicht.

Mein Nachtgebet habe ich sicher gesprochen und bin wahrscheinlich trotz meiner stacheligen Matratze rasch eingeschlafen. Auch an Stacheln kann man sich gewöhnen. Vielleicht hat auch der Duft des Haferstrohs mir gut getan.

Aufgewacht bin ich sicher früh, denn wer früh zu Bett geht, hat auch früh ausgeschlafen. So ist es nun mal auf dem Lande, wo der Hahn sein Übriges dazu tut. Ich lag im Bett, sprach mein Morgengebet und harrete der Dinge.

Damals begann der Tag auf dem Bauernhof wirklich mit dem Aufgehen der Sonne. Offensichtlich war man draussen schon bei den ersten Arbeiten. Den städtischen Gast hingegen wollte man ausschlafen lassen. Ich nutzte das Angebot nicht und traute mich mit meinem Kulturbeutel und einem Handtuch in die Küche. In die kam gerade auch der Bauer. Man bewunderte meinen Schlafanzug. Das schien mir merkwürdig. Noch hatte ich nicht entdeckt, dass der Bauer im Hemd schläft. Wie ich mich an der Wasserpumpe anstellte und wie meine Morgenwäsche aussah, berichte ich besser nicht. Meine Frage nach einem Klo, einer Toilette, einem Abtritt, löste Heiterkeit beim Bauern aus. «Neben dem Mist steht unser Häuschen. Du wirst es schon finden.» Ich fand es. Holzbauweise, Kiste mit hölzernem Deckel, eine alte Tageszeitung lag auf der Kiste. Mit Mut nahm ich den Deckel ab und zielte in das Loch. Der Schusswinkel war nicht für kleine Buben berechnet. Ich traf nicht immer mein Ziel. Holz ist geduldig. Ich schlich mich die Stiege wieder empor, nicht ohne den Holzriegel am Häuschen fein säuberlich wieder arretiert zu haben. Oben in der Küche wurde ich mit Grinsen empfangen. «Gell, das habt ihr in der Stadt nicht.» Die Bäuerin bereitete ein Frühstück und unterdessen erschien auch der dritte Bewohner des Hauses, Sohn Herbert. Der war achtzehn Jahre alt und aus meiner Perspektive ein erwachsener Mann. Auch konnte er Unmengen von dem Laib Brot verschlingen, den ich gestern bewundert hatte und von denen die Bäuerin noch mehrere im Schrank hatte, wie ich heute Früh gewahr-

te. Wirklich: solch grosse Laibe hatte ich noch nie gesehen. Auch Tante Elise, bei der in den Notzeiten wieder zum Selbstbacken übergegangen worden war, hatte nicht solche Laibe geformt. Auch waren dort die Krusten nicht zentimeterstark, tiefbraun, manchmal fast schwarz mit solch mächtigen Furchen. Hinter dieser Laudener Kruste verbarg sich eine wundervoll feuchte Brotmasse, von der wir Städter nur träumen konnten. Bei uns zu Hause war das Brot trocken und schwer, was von dem Sägemehl herrühren sollte, mit dem der Brotteig verlängert worden sei. Das behaupteten zumindest die bestieften Hausfrauen, mit denen ich in einer der Warteschlangen in der Kriegsstrasse regelmässig um Brot anstand. In Laudenberg kannte man solche Rezepte nicht. Und noch etwas war ganz anders an diesem Brot. Mitten in meiner gefräßigen Begeisterung biss ich auf ein Stück Holzkohle, das in der unteren Kruste eingebacken schien. Ob die krustenbegeisterten Laudener etwa auf solche Weise ihren Brotteig verlängerten? Ich sollte es bald erfahren, wie die Holzkohle ins Brot kam.

Die Bauersleute gingen jetzt rasch an ihre Arbeit und meinten, ich solle mir Zeit lassen. Auch könne ich mir die Gegend anschauen. Pünktlich um 12 Uhr gebe es Mittagessen.

Bald war der letzte Schinken des krachigen Brotes mit der dicken Auflage verschwunden und mein Glas Milch ausgetrunken, und ich konnte mich auf den Weg machen. Ich verliess das Haus zur Bergseite hin und ging in Richtung Stall, der, wie beschrieben, am anderen Kopfe des Gebäudes lag. Da gab es noch die alten Doppeltüren. Der obere Flügel stand auf. Ich schaute hinein. Dunkel war's, und es roch nach Kuh. Vier Koben für Kühe gab es hier; zwei waren leer, zwei Kühe besetzten die hinteren. Ich schlich mich in den Stall, brauchte ich doch nur den unteren Flügel der Tür zu öffnen. Die beiden Kühe wurden unruhig. Sie kannten mich eben nicht. Noch nicht. Offensichtlich hatten die Bauersleute vier Kühe, davon waren zwei zur Feldarbeit. In einer Ecke des Kuhstalls lebte noch eine dicke Sau, ganz alleine und friedlich grunzend, separiert von anderen Schweinen in eigenen Koben. Wenn ich ehrlich bin, an den Dreck im Stall musste ich mich erst gewöhnen und nur die Freude an den Tieren

hielt mich hier. Allmählich wurde mir warm. Die Luft stand im Stall. Viele Mücken umschwirten die Kuhfladen, die Tiere und leider auch mich. Ich gewöhnte mich an die Düsternis, betrachtete die alten Wände, die schon lange keinen neuen Kalkanstrich mehr gesehen hatten und mancherlei bäuerliches Gerät, das herumstand. Von diesen vier Kühen, einigen Schweinen, Hühnern und Gänsen nebst ihren Feldfrüchten lebten diese drei Menschen. So jung ich noch war, aber geprägt von meinen Erlebnissen der Notzeiten in der Stadt, faszinierte mich die Unabhängigkeit dieser Bauern. Ich kam mir vor wie auf einer Burg. Weit weg von der Drangsal des Krieges, versetzt in eine andere Welt, in eine frühere Zeit. Auch als ich den Stall verlassen hatte, das Kopfende des Hauses umgangen und auf der Streuobstwiese stand, blieb mir dieses Gefühl erhalten. Das Gebäude zur Talseite hatte noch ein grosses, überhängendes Dach bis hin zum Wohnteil. Unter anderem war hier Holz gestapelt, Gespaltenes und Knüppelholz. Das stammte augenscheinlich aus einem kleinen dichten Gehölz, das die eine Seite der Streuobstwiese zum Bach hin begrenzte. Der Bauer hat auch sein eigenes Holz. Der benötigt keine Bezugsscheine für Kohle. Die brauchen im Winter nicht zu frieren. Wie gemütlich mag es dann hier sein, wenn alles eingeschneit ist, der Abend kommt, der Kamin vor sich hinraucht, der Bauer noch einen Korb Holz von dem Stapel holt und in den Ofen für den Abend eine Scheite nachlegt. Gar nicht zu denken an das herrliche Brot. Einen Schinken wird er sicherlich auch noch von seinen Schweinen haben und seinen Most von der Streuobstwiese.

Es quatschte zwischen meinen Zehen. Ich war barfuss. Nichts Unübliches in dieser schuharmen Zeit. Zwischen meinen Zehen quoll etwas Weiches, dunkelgrünes mit weissen Streifen hindurch. Verdammte, das hatten die Gänse hinterlassen. Da war ich empfindlich. Das Paradies hat auch andere Seiten. Am unteren Ende der Streuobstwiese schlängelte sich das Bächlein entlang, in dem ich meinen betroffenen Fuss reinigen konnte. Sichtbare Nachbarn gab es hier nicht. Die nächsten Gehöfte verbargen sich hinter einem sanften Hü-

gel. So konnte ich scheinbar unbeobachtet mein Missgeschick ausschwemmen. Wieder sauber, folgte mein Blick der ansteigenden Wiese auf der anderen Seite des Bächleins. Oben stand in hohem Gras ganz ruhig das blonde Mädchen aus Karlsruhe in einem zartfarbenen Kleid, das im leichten Wind spielte; im Takte der langen Grashalme. Wir schauten uns an. Sie oben, ich unten mit meinem nassen Fuss am Bächlein. Der Wind blieb stehen, vielleicht auch die Zeit. «Was machst du denn da?» Rita lächelte schmollig. «Oh, ich schaue mir die Gegend an.» «Ich hab' es doch gesehen, was dir passiert ist.» Mein Kopf leerte sich. Ich blieb eine Antwort schuldig.

Durchaus kann ein Sextaner ein Mädchen hübsch finden, aber er würde dies nie aussprechen. Ich blickte nochmals in das schmale Bächlein, dann langsam die Wiese hinauf. Im Grase stand kein Mädchen mehr mit langen blonden Haaren. Bedächtig ging ich das Bächlein aufwärts bis zum Steg. Dort blieb ich stehen. Den Steg betrat ich dann doch nicht. In der Streuobstwiese lag ein grüner Apfel. Zu dem setzte ich mich. Ich ass ihn auf.

Wie bald lag ich wieder auf meinem Habersack und sprach mein Nachtgebet. «Müde bin ich, geh zur Ruh, schliesse meine Augen zu.» Kann eigentlich ein blondes Mädchen Rita heissen?

Ich will von einem weiteren Tag berichten. Am Vorabend hatte mich der Bauer schon gefragt, ob ich auf dem Feld mitarbeiten wolle. Es sei jetzt Getreideernte und jeder könne dabei gebraucht werden. Ich wollte und sass deshalb in aller Frühe auf dem Leiterwagen, auf den noch allerhand Gerät geladen war. Nicht nur alle Menschen des Hofes waren gefordert, auch alle Kühe. Zwei zogen den Leiterwagen und zwei ein merkwürdiges, eisernes Gefährt, das eine Art Sattel hatte, auf dem jetzt noch niemand sass. Wenn Kühe zum Feld unterwegs sind, geht dies unvorstellbar langsam. Da nutzte auch nicht viel das Gezerre, das der Jungbauer an unseren Zugtieren veranstaltete. Kühe haben auch einen Charakter. Das zweite Gespann mit dem eisernen Gerät zottelte führerlos hinter uns her. Der schwarze Haushund war auch mitgegangen. Er beschloss die Prozession.

Irgendwo erreichten wir ein Feld, das sich über einen sehr sanften Hügel wegzog. Das Korn stand golden in der Frühsonne. Ich erinne-

re mich noch gut meiner Freude am Mohn und den blauen Kornblumen, die reich ins Getreide eingestreut standen. Überhaupt lag das Feld sehr schön, an einer Seite begrenzt von einem lichten Wald mit einigen Birken am Rain, die ich sehr liebe.

Die Kühe wurden von unserem Leiterwagen ausgespannt, die anderen beiden blieben im Geschirr. Jetzt wurden die Aufgaben verteilt. Der Jungbauer setzte sich auf die Mähmaschine. Die hatte eine Schneide Vorrichtung, keine zwei Meter breit. Dahinter war ein Gatter, in das die Halme während des Schnittes fielen. War eine Garbe beieinander, trat der Jungbauer auf ein Pedal und die Garbe rutschte auf die Erde. Meine Aufgabe war, neben jede Garbe eine Schnur zu legen. Der Bauer und die Bäuerin banden die Garben mit diesem Strick zusammen und stellten sie in Gruppen senkrecht. Das war ganz lustig anzusehen. Nach und nach standen immer mehr von unseren kleinen Häuschen auf dem Feld. Die Kühe blieben bei ihrem lahmen Gang und schützten mich vor grosser Anstrengung. Gern wäre ich selbst mit der Schneidemaschine gefahren. Das traute man mir aber nicht zu.

So ging es das Feld auf und ab. Je höher die Sonne stieg, um so grösser wurde unsere geschnittene Fläche. Bald gingen die Erntestricke aus. Damit hatte der Bauer gerechnet. Aber, auch hier zeigte sich die Autarkie des Unternehmens. Aus Stroh hatte man in den Wintermonaten einige dicke Stricke selbst hergestellt. Die konnten zwar nicht wieder verwendet werden, kosteten aber nichts. Bald war Vesperzeit. Aus einem grossen Korb wurde das herrliche Brot ausgepackt. Es gab dazu Butter und Buttermilch. Inzwischen hatte ich auch gelernt, wie diese Dinge hergestellt wurden.

Die wenige Milch, die die arbeitenden Kühe im Sommer noch gaben, wurde in trichterförmige, irdene Gefässe geschüttet. Über Nacht setzte sich der Rahm an der Oberfläche ab. Am unteren Ende der Trichter fand sich ein Stopfen. Der wurde am Morgen herausgezogen und die entrahmte Milch floss in eine der grossen metallenen Kannen, die dann über eine Sammelstelle zu uns in die Stadt kamen, um achtelliterweise als Vollmilch ausschliesslich für Kinder und Alte

verkauft zu werden – natürlich nur gegen Milchmarken. Die Erwachsenen bekamen für ihre Lebensmittel' marken Magermilch. Der städtischen Molkerei war es wohl gelungen, dieser sogenannten Vollmilch nochmals Fett zu ent' ziehen.

Zurück zu dem irdenen Trichter. Kurz bevor die Sahne zum Schluss der Abflussprozedur auch durch das untere Loch ent' weichen wollte, wurde der Stopfen wieder hineingesteckt, die Milchkanne mit einer weiteren irdenen Schüssel vertauscht, in die dann nach nochmaligem Lösen des Verschlusses die dicke Sahne rann. Hatte sich über Tage hinweg genügend Sahne ange' sammelt, wurde diese in ein Butterfass gegossen. Das war ein schmales, hohes Fass, an dessen oberen Ende eine Führung für eine Holzstange angebracht war, die an ihrem unteren Ende ein durchlöcheretes rundes Brett von der Grösse des Durchmessers des Butterfasses besass. Mit diesem Brett wurde die Sahne über lange Zeit gestossen, bis sie sich zu Butter verklumpte. Aus diesen Klumpen wurden die herrlichen Butterlaibe geformt. Der Rest war Buttermilch. Ich konnte immer nur staunen und war begeistert über die bäuerliche Unabhängigkeit von Lebensmittel' marken, Bürokratie und Geld. So erschien mir das, und mit diesem Gefühl sass ich im Gras und lebte von «unseren» eigenen Erzeugnissen.

Einen ganzen Tag auf dem Felde zu verbringen, war letztlich dann doch anstrengend für einen Städter. So war ich froh, als der Acker am Nachmittag abgeerntet war. Alle Garben standen nun in Reih und Glied in der flirrenden Sommerluft. Unsere ProzeS' sion wurde wieder zusammengestellt. Leiterwagen voran, Mäh' maschine hinterher und der Hund bildete das Schlusslicht. Die Kühe, müde von der Arbeit, fanden ohne Führung den Weg zum Hof. Den Spätnachmittag hatte ich für mich. Die Bäuerin mein' te, ich solle doch die Mädchen auf dem Nachbarhof besuchen.

So ermuntert, schlenderte ich über den Steg an der unteren Seite der Streuobstwiese zum nächsten Gehöft. Das war viel grö' sser als das unsere. Wohnhaus, Stall und Scheune waren eigen' ständige Gebäude. Wie ich von meinen Gasteltern erfahren hatte, besass der

Bauer sogar zwei Pferde. Ich näherte mich dem Gehöft und sah schon von fern die drei Karlsruher Mädchen im Schatten der beiden grossen Linden vor dem Wohnhaus sitzen. Sie schienen in ein wichtiges Gespräch vertieft, so dass ich sehr nahe an sie herankommen konnte, ohne bemerkt zu werden. Ursula deuchte mir weiterhin blass und Rosmarie allzu mütterlich. Rita hingegen war anders, vielleicht lebendiger, frecher und überhaupt hübsch anzusehen. Sie schien den anderen Geheimnisse anvertraut zu haben, die ich wohl nicht erfahren durfte, denn kaum hatte sie mich bemerkt, schwieg sie. Wäre Rosmarie nicht gewesen, es hätte eine lange, peinliche Pause gegeben. Sie begrüsst mich und hiess mich zu ihnen setzen. Das genierte Ursula offensichtlich, während Rita mich schweigend von der Seite her musterte und nach dem abrupten Ende ihrer intensiven Mitteilungen überhaupt nicht daran dachte, diese fortzusetzen oder mich gar mit einzubeziehen. Überhaupt, es lag eine merkwürdige Stimmung in der Luft, ohne dass ich mir diese erklären konnte. Rita blickte überlegen darein, Rosemarie fand keinen neuen Anfang und Ursula schien noch blasser geworden zu sein. Ich fragte harmlos, was sie machten. Rita meinte: «Nichts.» Ohne mich muss es zwischen den Mädchen wohl interessanter gewesen sein. Deren oder vielleicht korrekter Ritas Geheimnisse waren nicht für meine Ohren bestimmt. «Habt ihr auch schon auf dem Feld gearbeitet?» So versuchte ich ins Gespräch zu kommen. «Ja.» Mehr fiel den Gören nicht ein. Ich störte wohl, blieb aber auf dem Boden sitzen und machte keinerlei Anstalten zu gehen. So leicht schlägt man mich nicht aus dem Feld!

Es war schön hier vor dem Bauernhaus. Verglichen mit «meinem» Gehöft schien mir dieses schon fast ein Herrenhaus zu sein. Der Eingang lag in der Mitte des Gebäudes, zwei Treppen führten von der rechten und linken Seite auf die erhöhte Pforte zu. Beidseitig dieser waren Fenster mit munteren, grün gestrichenen Klappläden zu sehen und darüber erstreckte sich nochmals ein Geschoss mit ebensolchen Fenstern. Vor dem Haus standen die mächtigen Linden, darunter eine kleine, gealterte Bank, auf der Ursula und Rosemarie sassen. Rita sass auf dem Boden, seitlich auf ihren Arm gestützt, ein

ganzes Stück von mir entfernt. Ihre langen, blonden Haare streifte das Gegenlicht. Sie strahlten wie etwas, das ich noch nie gesehen hatte. Rita schien meine träumerischen Augen bemerkt zu haben. Sie schwieg weiterhin. Sie schien meine Blicke zu geniessen, drehte ihren Kopf noch mehr zur Seite, ohne mich anzusehen. Ihr Haar fiel noch mehr auseinander und leuchtete so golden wie beim Verkündigungsendel an der Krippe von St. Bonifatius. Erst jetzt fiel mir auf, dass sie keine Zöpfe mehr trug. Aus Karlsruhe war sie noch wie die anderen Mädchen mit braven Zöpfen abgereist. Hier in Laudenberg hatten sich ihre Haare befreit. Sie waren auseinandergefallen wie die Halme einer Garbe, der der Erntestrick gerissen ist. So verwildert gefiel sie mir noch besser. War sie selbst ein Strick, ein Gör, an dem etwas gerissen ist? Sie unterschied sich von den anderen Mädchen. Nur durch ihre Haare? Ihre Augen kannte ich schon, die passten jetzt kess. Oder war doch alles anders? Im Augenblick waren sie abgewandt, vielleicht träumerisch? Hatten sie sich verändert? Standen die in einer Beziehung zu ihrer Erzählung, die in meiner Gegenwart so jäh abgebrochen worden war? Indem sie in einem leichten Sommerkleidchen, bedeckt mit vielen kleinen Blumen, am Boden sass und ihre nackten Beine zurückgeschlagen unter dem Kleid hervorlugten, berührte mich die Ahnung eines neuen Gefühls. Ich sass nicht mehr bei meinen lederbehosten Bunsensträsslern. Bei denen kannte ich mich aus, hier hingegen wurde ich meiner Gefühle unsicher. Mir schien die Zeit stillzustehen. Nichts schien sich zu bewegen. Vielleicht nur der zarte Sommerwind, der in Ritas Haaren zu spielen begann.

Vielleicht sollte ich doch gehen. Bei meiner Strassenbande war ich zu Hause. Hier war ich alleine. Auch Rosemarie konnte da nicht helfen, obwohl sie doch älter als wir war. Bald streckte ich mich auf der Wiese aus und konnte in den Himmel schauen. Sollte ich über die kleinen Wölkchen am Firmament sprechen? Damit hätte ich mich lächerlich gemacht. Von unserer Erntearbeit oder von den Kühen unseres Bauernhofes wollten die Mädchen nichts wissen und über die Schule zu sprechen, schien mir in den Ferien wirklich nicht ange-

zeigt. So fragte ich sie, ob sie auch in einer Jugendgruppe von St. Bonifatius seien. Rosemarie und Ursula waren, Rita liess diese Frage offen. Wieder war das Gespräch erstorben. Ich blieb liegen und schaute weiter nach den Wolken. Wäre nach einiger Zeit nicht die Bäuerin gekommen, die Rosemarie zum frühen Abendessen rief, ich glaube, es wäre noch lange nichts passiert. Die brave Ursula meinte, sie müsse wohl jetzt auch zu ihrem Hof aufbrechen und verabschiedete sich ebenfalls ganz lieb und machte sich auf den Weg.

Rita sass immer noch, auf den linken Arm gestützt, am Boden, und ich lag in einigem Abstand im Grase. «Bist du immer so schüchtern?» unterbrach sie das Schweigen. Daraufhin fiel mir erst recht nichts mehr ein. In der Bunsenstrasse war ich nicht auf den Mund gefallen. Was nutzten aber hier meine Kenntnisse aus meiner Bubensbande? Gar nichts! Rita war eine andere Welt, in der ich mich nicht auskannte. «Nein», stammelte ich auf ihre Frage. Und dabei blieb es leider, bis Rita meinte: «Vielleicht sollten wir auch nach Hause gehen.» Ich verspürte Erleichterung und Verlust zugleich.

Rita riss mich aus dem Zwiespalt: «Du kannst mich nach Hause begleiten.» Mir schoss es rot durch den Kopf. Hoffentlich sieht mich keiner mit einem Mädchen! Nein, hier in Laudenberg kennt mich doch niemand. Weit weg war die Bunsenstrasse mit all ihren Augen. Das gab mir Mut. Ich sprang auf und fragte nach dem Weg zu ihrem Bauernhaus. Rita war genau so schnell an meiner Seite und schien dabei überhaupt nichts Besonderes zu finden. Rita war ganz munter geworden und erzählte von ihrem Karlsruhe, während wir einen schmalen Pfad entlang schlenderten, der um einen sanften Hügel führte. Zuerst plauderte das Mädchen Belangloses von der Schule, dann aber über ihre ältere Schwester, die einen Amifreund habe. Das schien ihr von grosser Wichtigkeit zu sein und ihr höchstes Interesse in Anspruch zu nehmen. Ein Amiliebchen? In der Bunsenstrasse galt das als anrühlich. Worin das Anrühliche lag, war mir allerdings unklar. Vielleicht sollte man keinen Kontakt zu den Siegern halten. Schliesslich hatten sie unsere Städte zerstört und unsere alte Regierung an den Galgen gehängt, was ich mit Grausen in den Badischen

Neusten Nachrichten gelesen hatte und mit eisernem Schweigen von den Erwachsenen quittiert worden war. Das waren so meine Gedanken, während Rita von dem Ami schwärmte. Langsam begann ich zu ahnen, dass dies das Thema gewesen sein könnte, das so schnell zum Erliegen gekommen war, als die Mädels unter der Linde mich bemerkt hatten. Rita setzte rasch ihre Erzählung fort: «Abends kommt der Ami und bringt manchmal Schokolade, Kaugummis und Kaffee mit. Zuweilen bekommt meine Schwester auch Nylonstrümpfe geschenkt. Dann gehen die beiden alleine fort. Der Amifreund hat ein riesiges Auto, das so leise fährt, dass man es kaum hören kann. Oft kommt meine Schwester sehr spät nach Hause.» Rita gab sich sehr wissend über das, was der Ami mit ihrer Schwester mache. Rita genoss ihren Wissensvorsprung.

Wir waren vom Feldrain auf die Landstrasse eingebogen und hatten nur noch wenige Schritte bis zu Ritas Herberge. «Sollen wir zwei uns morgen wieder treffen?», meinte sie zum Abschied und sie hielt meine Hand in der ihrigen. «Ja», meinte ich unkontrolliert. Einen guten Abend wünschte ich noch und lief davon.

Es war alles so ungewohnt abgelaufen. Wie kam Ritas Hand in die meinige? Ich wusste es nicht. Ich spürte meine roten Ohren. Warum eigentlich rote Ohren? Was hatten meine Ohren mit Ritas Händen zu tun? Nichts! Meine roten Ohren sollte niemand sehen. Erst wenn die Ohren wieder abgekühlt sein sollten, wollte ich zum Abendessen zu Münchs gehen. Ein Umweg schien mir notwendig. So leicht wurde ich die Roten aber nicht los. Je mehr ich über Rita und die Ohren nachdachte, um so schlimmer schienen diese anzuschwellen. Noch lange war es nicht dunkel in Laudenberg geworden und gegessen wurde bei den Bauersleuten früh.

Rita hatte sicherlich keine roten Ohren. Die kannte sich in solchen Dingen aus. Ich Armer stand aber mit meinen Roten da. Nichts hatte ich ausgefressen, das rote Ohren gerechtfertigt hätte. Es war eben so alles anders mit Rita. Sie war lebendig, witzig, und zumindest vor mir selbst konnte ich zugeben, dass sie mir gefiel, in ihrem dünnen blumigen Kleidchen, barfuss und mit wehenden Haaren. Ich hatte

mich, als ich mich von ihr trennte, nicht mehr umgesehen. Dazu fehlte mir der Mut. Ich war einfach davongelaufen, nachdem ich mich blindlings von ihr verabschiedet hatte. Die Hand eines Mädchens, nein, die hatte ich noch nie gefühlt. Hätte ich sie doch ein klein bisschen länger gehalten!

Irgendwie habe ich dann doch mein Bauernhaus wieder gefunden. Ich ging gleich in die Küche und die Bäuerin meinte, dass ich jetzt ein tüchtiges Abendessen verdient habe, wo ich doch gleich bei drei Mädchen gewesen sei. In der Verteidigung war ich fix, und ohne rote Ohren meinte ich, der Kaplan Roth – da war schon wieder das verdammte Rot – hätte doch besser statt der Mädchen drei Knaben nach Laudenberg geschickt. Und dabei blieb es. Auf dem Lande wird nicht lange diskutiert und spekuliert, hier wird gegessen, denn, wie meinte auch Onkel Karl aus Seckenheim: «Wie man isst, so schafft man auch». Und am Essen sollte es nicht liegen, schliesslich war ich desentwegen in die hinterste Provinz geschickt worden.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich war fromm erzogen, und so gab es auch die Verpflichtung für mich, den Sonntagsgottesdienst zu besuchen. Entsprechend verwirrt reagierte ich auf die Frage der Bäuerin, ob ich in die Kirche gehen wolle. Sie sah das offenkundig mit dem Kirchgang nicht so streng wie mein liebes Mütterlein zu Hause. Frau Münch meinte, Laudenberg habe keine eigene Kirche, und man müsse über den Berg bis Limbach gehen, wo der Sonntagsgottesdienst gefeiert werden würde. Nüchtern zur Messe gehen zu wollen, wie ich begehrte, hielt sie des weiten Kirchweges wegen schon für kühn. Ich beharrte auf nüchtern, wie die Kirche das befahl, wollte man zur Heiligen Kommunion gehen. Und wenn man im Stande der Gnade ist, sollte man auch kommunizieren. Eine Ansicht, die schliesslich auch mein Protektor, Kaplan Roth, vertrat. Ihm verdankte ich letztlich die vielen Weisse-Käse-Schnitten mit Pflaumenmus. Ich sollte ihm zuliebe heute auf diese verzichten und mich nüchtern auf den Weg machen. Frau Münch hingegen startete noch einen letzten Versuch, mich vom Wege des Heils abzubringen mit dem Argument, ich sei in meinem Alter und bei meiner Konstitution von einem solch anstrengenden Kirchgang befreit. Auch dieser letzten Versu-

chung widerstand ich, nicht zuletzt gestärkt durch die Hoffnung, Rita auf dem Kirchgang zu treffen und in festem Glauben, dass auch sie davon beseelt sei.

So machten wir uns auf den Weg, sonntäglich gekleidet, aber nicht vollzählig. Die Männer fehlten. Wir wanderten auf einer schmalen Landstrasse unbehelligt von irgendwelchen Fahrzeugen gemeinsam einen sanften Hügel hinan, bis wir einen Wald erreichten, den es zu durchqueren galt. Die Bäuerin und ich waren nicht schlecht bei Fuss. So hatten wir bald einige Kirchgänger eingeholt, denen wir uns anschlossen. Weitere Kirchgänger stiessen aus einem Seitenweg zu uns. Die Leute kannten sich alle mehr oder weniger gut, sprachen über die Ernte und vor allem schimpften sie über die Zahlungen, die sie erhalten hatten für die Milchablieferungen des vergangenen Monats. «Auf den Anger hätte man die Milch schütten sollen», fluchten sie. «Man habe ihnen nur den Zehnten in neuem Geld gezahlt.» Immer wieder, wenn wir auf neue Gruppen stiessen, hoffte ich unter den Leuten Rita zu finden, traf aber nur auf Fremde. Den Bauern hörte ich zu, beachtet wurde ich fast nicht. Der Weg zog sich endlos dahin. Wir kamen an einer kleinen Kapelle, die sich in den Wald hineinkuschelte, vorbei. Wenige knieten auf einem Betschemel darinnen. Rita war auch nicht unter diesen. Auf einem flachen Bergsattel angekommen, lichtete sich der Wald, von wo wir auf Limbach sehen konnten. Bald waren die Glocken des Dorfkirchleins zu hören, die zum Gottesdienst einluden.

Ich konnte noch so sehr meinen Hals in der Kirche verrenken, Rita nahm ich nicht wahr. Zwar meinte ich, aus der Ferne Ursula und Rosemarie gesehen zu haben, Rita war und blieb ausser Sicht. So blieb es auch nach der Messe und auf dem Heimweg, wo ich allmählich schwache Beine bekam, obwohl ich das Nüchtern-zur-Messe-Gehen von St. Bonifatius wahrhaftig gewohnt war. Für uns Ministranten gehörte es ausserdem noch dazu, die Glocken von Hand zu läuten. Auch das hielt ich nüchtern durch. Dieser lange Weg aber über den Berg und wieder zurück nach Laudenberg, das ging an die Knochen. Kurz vor dem neuerlichen Anstieg durch einen Hohlweg, der zu unserem

Bauernhof führte, kam die Erlösung. Frau Münch ging mit mir in eine kleine Bauernkate zur Rechten des Weges, wo offensichtlich Verwandte wohnten und auch ihr Sohn bei einem morgendlichen Most sass. Wir bekamen ein Frühstück. Ob ich auch einen Most bekam, weiss ich nicht mehr. Eines habe ich aber nicht vergessen: Aus heiterem Himmel fragte mich der Hausherr grinsend, wo ich denn meine kleine, blonde Freundin gelassen hätte. Da waren sie wieder, die roten Ohren! Ich schwieg. Auch Laudenberg hatte seine Augen! Und je länger ich schwieg, um so lustiger fanden dies die Alten, bis der Bauernsohn Herbert versuchte, mir zu Hilfe zu kommen. Das hätte er besser nicht getan. «Du brauchst gerade noch etwas zu sagen, wo du doch jedes Wochenende auf Einbach hinauf poussierst.» Seine Erwiderung, er sei immerhin schon achtzehn und ich noch ein Kind, kränkte mich.

Rita war den ganzen Sonntag über nicht zu sehen und so spielte ich schliesslich mit einem kleinen Dorfjungen, bis der von einer Treppe herunter mir rücklings auf mein Sonntagshemd pinkelte.

Ich hätte ihm einige von denen geben sollen, die nichts kosten, auch wenn er jünger war als ich. Was mich zurückhielt war das, was er mir zuvor anvertraut hatte. Meine Wirtsleute seien seine Grosseltern, und er könne sich noch gut an die Hochzeit seiner Eltern erinnern. Zumindest Letzteres schien mir völlig unglaublich. Beide Behauptungen wusste er aber durch ein Hochzeitsfoto zu belegen. Nicht nur Rita konnte meine geordnete Welt erschüttern, da langte auch so ein kleiner Bub.

Der nächste Morgen brachte den Backtag, den ich mit so grossem Interesse verfolgte, dass ich Rita vergessen konnte. Bei uns in der Bunsenstrasse ergatterte man sich Brot durch Schlängestehen vor der Bäckerei Schroth oder Neff in der Kriegsstrasse. Wie schon berichtet, konnte dies durchaus abenteuerlich sein. War man aber bis zur Brottheke vorgedrungen und hatte seine 40 Pfennige bezahlt, war die Schlacht gegen all die drängenden Hausfrauen und Kriegsinvaliden geschlagen. Hier bei Münchs war auch Kraftaufwand notwendig, um zu Brot zu kommen. Nur völlig anderer Art.

In einen riesigen Backtrog wurde, ich meine mich richtig zu erinnern, ein halber Sack Mehl geschüttet. In den weissen Berg wurde eine Kuhle gemacht, in die Sauerteig gelegt wurde, der zuvor mit süsser Milch gefüttert worden war. Frau Münch erklärte mir, dass der Sauerteig ein Rest Teig vom letzten Brotmachen sei, der seit zwei Wochen im Keller kühl gestellt gewesen war, und jetzt die Aufgabe habe, den neuen Brotteig zum Gären oder, wie sie sagte, zum Gehen zu bringen. Danach war Armarbeit gefordert. Unter Zumischen von Wasser, Salz und weiterer Milch entstand mit der Zeit ein grosser Teig, der in runden Stücken auf verschiedene Bretter gesetzt wurde, die zuvor mit Mehl bestreut worden waren. Zuletzt wurden auch die Laibe noch mit ein wenig Mehl bestreut und mit feuchten Tüchern abgedeckt.

Wer glaubt, jetzt sei die Hauptarbeit getan, täuscht sich. Während unsere Laibe ruhen durften, ging die Bäuerin die Stiege zur Streuobstwiese hinunter, am Mist vorbei zum Gänsestall, der rückwärtig, einen Stock unter der Scheune, seine Eingangstür hatte. Die Gänse wurden auf den Anger gescheucht, deren Kot mit einer breiten Hacke vom Boden geschabt und aus dem Stall geworfen. Jetzt erst erkannte ich das Geheimnis dieses Stalles. Er war nur der Vorraum zu einem grossen Backofen. An der Hinterwand dieses Vorraumes war eine grosse Eisentür zu sehen, die einen Ofenraum verschloss. Der wurde mit einem Eimer Wasser und einem Strohbesen gereinigt und voll mit Knüppelholz bepackt, das sogleich in Flammen gesetzt wurde. Bald brannte es in dem Ofen hinter der Eisentür wie in der Hölle. Es wurde rasch so heiss, dass wir den Vorraum verlassen mussten.

Erst als das Feuer heruntergebrannt und die Glut fast erloschen war, wurde die Ofentür wieder geöffnet und der feuchte Strohbesen kam wieder zum Einsatz. Säuberlich wurde die heisse Asche aus dem Gemäuer entfernt, dennoch blieb hie und da ein Stückchen Holzkohle auf dem Ofenboden liegen. Das waren die Stückchen, die sich später in der unteren Kruste der fertigen Brote wiederfanden. Jetzt aber kamen erst einmal die feuchten, aufgeblähten Laibe in die heisse Röhre. Mit einem langen Schuber wurden sie eingeschoben. Als alle

drin waren, verschloss die Bäuerin den Ofen. Für lange Zeit war Ruhe angesagt. Hatten sich dann die ersten Krusten gebildet, strich Frau Münch mit einem neuen Besen, der zuvor in klares Wasser getaucht worden war, über die backenden Laibe. Alles Weitere ging von alleine. Ich bewunderte die herrlichen, grossen Brotlaibe, die aus dem auskühlenden Ofen geholt wurden. Das war ein Vorrat! Meine Mutter, zurückgeblieben in der Bunsenstrasse, hätte nicht schlecht gestaunt, hätte ich ihr einen solchen Prachtkerl mitbringen können. Der war so gross, dass er niemals in unseren Brotkasten hineingepasst hätte. In der Stadt waren zu jener Zeit alle Speisen kleiner, nicht nur die Brotlaibe.

So war auch dieser Tag vergangen, ohne dass mir Rita gefehlt hätte. Ich glaube, ich habe noch nicht einmal an sie gedacht. Oder vielleicht doch – abends nach dem Nachtgebet? Sie schien mir ein hübsches Mädchen zu sein, das ich mir immer wieder vorsichtig betrachtete, in der Hoffnung, meine Blicke mögen nicht bemerkt werden. Was mich allerdings beunruhigte, waren ihre Amigeschichten. Spontan fiel mir unser Kommunionunterricht ein, wo wir von dem Unkeuschen erfahren hatten. Es könnte sein, dass Ritas Geschichten mit all den Dingen zu tun hatten, über die auch der Kaplan nur in Andeutungen reden konnte. War Rita vielleicht verdorben? Ich sollte besser nicht weiter nachdenken, denn diese so unklare Sünde der Unkeuschheit war gefährlich «in Gedanken, Worten und Werken». Ich versuchte, mich deshalb von diesen Gedanken zu trennen. Es wäre besser, ich dächte jetzt an meine Mutter oder an meinen Bruder. Was mögen die jetzt in der Bunsenstrasse tun? Wahrscheinlich lagen sie auch in ihren Betten. Edwin schlief sicher schon. Das konnte er besser als ich. Ich muss immer grübeln, und das fördert nicht den Schlaf. Diese Eigenschaft schien nicht vom Himmel gefallen zu sein. Bei Mutter brannte auch noch immer lange die Nachttischlampe. Sie las und konnte auch nicht einschlafen. Da waren wir uns ähnlich. Wahrscheinlich wird es auch in diesem Augenblick zu Hause so gewesen sein, während ich über die beiden nachdachte. Mutter wird ebenfalls gegrübelt haben. Sonderbar, bei diesen Gedanken überfiel mich hier

in Laudenberg kein Heimweh, wie ich es sonst des Abends öfter erlebt hatte, wenn ich in einem Erholungsheim der Caritas war. Das hatte mit Rita zu tun und damit, dass mich in Laudenberg niemand erziehen wollte. Kein Mensch machte mir Vorschriften. Ich konnte mich als Erwachsener fühlen. Zu Hause wäre es unmöglich gewesen, sich mit einem Mädchen zu treffen. Das hätte nur in aller Heimlichkeit stattfinden können, und irgendjemand hätte einen sicher entdeckt, egal, ob man sich in einem anderen Stadtteil oder in einem Park getroffen hätte. Es wäre von jedem Lehrer oder Kaplan geahndet worden. Öffentlich wäre ich dem Spott der Kameraden ausgeliefert worden. Was geschehen wäre, hätte meine Mutter es entdeckt, mochte ich mir erst gar nicht ausmalen. Sicher hätte sie nächtelang wieder grübeln müssen, dann wäre sie vielleicht ob des fehlgelenkten Sohnes verzweifelt zum Ministrantenkaplan geeilt. Ich wäre zu einem Gespräch ins Pfarrhaus einbestellt worden. Wahrscheinlich hätte ich erklärt bekommen, dass ich auf dem Wege der Sünde sei, bald keinen Kopf mehr für das Gymnasium hätte und dann bald auf dem Bau mein Leben fristen müsse. Mit etwas Glück hätte ich zu meiner Entlastung erfahren, dass letztlich die Mädchen bei diesen Dingen die eigentliche Schuld wegen ihrer Verführung trügen. Dennoch, das Gespräch mit dem Kaplan hätte aller Voraussicht mit einer Beichte geendet. Daraus hätte sich zwar ein Vorteil ergeben können. Das Beichtgeheimnis hätte es dem Kaplan verboten, mich vor den Ministranten blosszustellen. In der nächsten Ministrantenstunde wäre es zu einem Vortrag über das Verhalten des Ministranten gekommen, und ich hätte dabei auf den bekannten heißen Kohlen gegessen.

In meinen Nachtgedanken war ich auf diesem Umweg wieder bei Rita gelandet, obwohl ich das doch gar nicht wollte. Sollte ich Ritas Ami werden? Ich hatte Mühe, ihr Verhalten zu verstehen. Zum einen schien sie mir hochnäsiger, zum anderen schaute sie mich ganz lieb an und fragte nach einem weiteren Spaziergang. Wenn wir dann zusammen waren, tauchte regelmässig in ihren Gesprächen der Ami auf.

Warum hatte Ritas Schwester einen Ami, wo doch alle Welt despektierlich von Amilibchen redete?

Plötzlich erschreckte mich ein Einfall, der die Amilibchen rechtfertigen konnte. Die Männer waren in Karlsruhe rar geworden. Die hatte der Krieg gefressen, waren in Gefangenschaft oder waren als Krüppel nach Hause gekommen. Wo sollten die Mädchen ihre Männer finden? Hatten die bestieften Frauen, von denen ich meine Weisheiten beim Schlangestehen bezogen hatte, Unrecht, wenn sie über die Amilibchen herzogen? Möglicherweise waren sie neidisch auf die Mädchen, die einen Mann hatten, der über Auto, Schokolade und Damenstrümpfe verfügte.

Auch meine Mutter wäre gegen solch eine Liebelei gewesen, hätte sie eine Tochter gehabt. Dessen war ich mir sicher. War Rita nicht auch ein mögliches Amilibchen, wo sie doch so für ihrer Schwester Ami schwärmte?

Irgendwann schlief ich dann doch ein, und der nächste Tag stand rasch wieder vor der Tür. Es war ein besonderer Tag, der auch für mich in aller Frühe begann.

Die Münchs besaßen eine eigene kleine Dreschmaschine, was ungewöhnlich war. Meistens bedienten sich die kleineren Bauern einer gemieteten Maschine, die zusammen mit einem Ungetüm an Dampfross den Hof für ein oder zwei Tage besuchte und die Arbeit verrichtete, indem die Dampfmaschine über eine gewaltige Transmission die Dreschmaschine antrieb. Wie gesagt, bei meinen Bauern war das anders. Die besaßen einen stationären Elektromotor mit Transmissionsanlage, über die unsere Dreschmaschine in Schwung gebracht wurde. Diese war halb aus der Scheuer gezogen worden, so dass sie vom Freien her bequem beschickt werden konnte. Ob bequem das richtige Wort ist, weiss ich nicht. Jedenfalls konnte man die in der Scheune gelagerten Garben leicht auf die Maschine werfen. Dort stand die Bäuerin, öffnete diese und stopfte damit das gefräßige Maul des ratternden Monstrums, welches das Getreide in sich hineinschlang, schneller als wir es geerntet hatten. Die hölzerne Dreschmaschine rüttelte und schüttelte sich ganz gehörig. Aus allen Fugen drang der Staub und der Spelz flog nur so durch die Luft. Da

gab es viel zu niesen und zu husten. Mir wurde auch eine Aufgabe zugeteilt. An den untersten Sieben trennte die Maschine die Körner vom Spelz. Dieser fiel zur Seite und ich hatte diesen in einen Sack zu füllen. Die Körner hingegen wanderten in der Maschine weiter und flossen zuletzt durch eine Art Hahn in einen Sack, der an diesem befestigt war. Es dauerte schon recht lange, bis so ein Sack mit den gelben Körnern gefüllt war. Viele Garben hatte in der Zwischenzeit das Ungeheuer gefressen, bis endlich das geborgen war, was uns ernähren sollte. Ich hatte mitgeholfen, die Garben zu ernten und sie in die Scheune zu bringen. Von all dieser Arbeit blieben am Ende nur wenige Säcke voll Korn übrig.

Bis es allerdings so weit war, verging der ganze Tag. Der Staub machte mir zu schaffen. Die Nase verstopfte, und ich musste an Prof. Böckels von der Nasenklinik im Alten St. Vincentiuskrankenhaus denken, der mir mit seinen grässlichen Instrumenten hatte Luft verschaffen wollen. Leider hatte das Böckels'sche Nasenbohren mir keine Erleichterung gebracht. Ich musste mit meiner verstopften Nase zurechtkommen, und das schlägt auf die Bronchien. Jetzt galt es zu husten. Als schwächliches Stadtkind wollte ich nicht gelten, und so wühlte ich mich durch meinen Spelz, bis es Abend wurde.

Wahrscheinlich habe ich an diesem Abend nicht mehr lange ge-grübelt. Am nächsten Morgen jedenfalls war meine Nase wieder frei, und ein neuer Tag begann mit einer ungewöhnlichen Unruhe. Der Bauer eilte immer wieder in den Stall, und die Bäuerin fragte hernach, ob es schon so weit sei. Ich durchschaute die Hektik nicht, wurde von ihr angesteckt und eilte dem Bauern bei seinem nächsten Gang in den Stall hinterher. Dort lag das fette Schwein auf neuem Stroh, atmete schwer und grunzte erschöpft. Ist das Schwein krank? Muss es vielleicht sterben? Das waren meine Fragen. Der Bauer sagte nichts. Ich ging in die Küche zurück und verbreitete dort meine Befürchtungen. Frau Münch klärte mich auf. Das Schwein bekommt Junge. Neugierde und Angst erfassten mich. Ich eilte wieder zum grunzenden Schwein, das mir Leid tat, wie es so dick und hilflos da lag und vor sich hinstöhnte. Ich streichelte es am Kopf. Es grunzte

zurück. So verblieben Schwein und ich eine ganze Weile beieinander. Wie mögen denn die Jungen auf die Welt kommen? Sie mögen wohl irgendwo im Schweinebauch sein, ähnlich wie mir das der Wegmeyer von der Bunsenbande für die Frauen erklärt hatte. Ob das Schwein jetzt den Bauch aufgeschnitten bekommt und der Bauer die Jungen herausholt? Darauf war ich mit Angst im eigenen Bauch gespannt. Meine Zweifel, dass die Kinder auf diese Weise zur Welt kommen sollen, hatten sich schon bei den Ausführungen des fremden Jungen im Nymphengarten angemeldet, als dieser mit Kreide den nackten Bronzedamen mögliche Schnittstellen auf den Bauch malte. In solche Gedanken versunken und die Schweinemutter bedauernd, bemerkte ich nicht, wie die Bäuerin hinter mir stand und ebenfalls das Schwein beobachtete. «Ich weiss nicht, ob es deiner Mutter recht ist, wenn ich dich bei der Geburt dabei lasse.» Zum ersten, und ich glaube einzigen Mal war ich in Laudenberg zum Kind degradiert worden. Ich sagte nichts, ich blieb. Auch musste ich daran denken, dass Edwin und ich bei Onkel Karl zurückgehalten worden waren, als deren armes Schwein laut quiekend am Ohr auf den Hof gezogen worden war und dort seinen Bolzenschuss erhielt. Erst als das Herz des Tieres mit seiner letzten Kraft das Blut aus der durchschnittenen Halsschlagader in einen bereitgehaltenen Kübel gepumpt hatte, wurden wir zum «Schlachtfest» zugelassen. Ein Fest für das Schwein war es sicher nicht. Ich hingegen muss beschämt zugeben, dass ich mich mit Lust über das frische Wellfleisch hermachte, das bald dampfend aus dem Kessel kam.

Auch unser armes Mutterschwein schien keinen Festtag zu haben. Es stöhnte jedenfalls immer lauter. Von Zeit zu Zeit machte es eine Pause, um dann um so heftiger mit seinem elenden Gestöhn weiterzufahren. Plötzlich machte das Schwein ein Häuflein und dazwischen purzelte ein rosiges Marzipanschwein. Die Bäuerin ergriff es sogleich, schnitt mit einer Schere etwas an seinem Bauch ab und gab mir das neue Tier auf den Arm. Ich fand dieses warme, weiche Schweinchen ganz lieb. Lebendig schmiegte es sich an mich. Es schnaufte vor sich hin, und ich versuchte, ihm in die Augen zu schau-

en. Es war ein richtiges, rosa Marzipan-Schweinchen, ganz zart anzufühlen. Marzipan? Ich erinnere mich nicht, woher ich rosa Marzipan kannte. Auf jeden Fall: es war ein Marzipanschweinchen!

Während ich mich mit meinem Schweinchen auf dem Arm beschäftigte, plusterte das Mutterschwein sich wieder auf und schon lag ein zweites Kind im frischen Stroh. Und da kam noch ein drittes und ein viertes. Die kamen alle aus dem Po, denn zwischen dem fünften und sechsten Schweinchen war wieder etwas Dung angekommen. Jetzt wusste ich, wie eine Geburt vor sich geht. Durch eine innere Öffnung mussten die Kinder des Mutterschweins aus dem Bauch in den Darm geschlüpft sein. Zusammen mit dem Dung drückte dieses die Kinder aus dem Darm.

Sechs allerliebste Schweinchen quiekten im Stroh und drängten sich an die Zitzen der stöhnenden Sau. Ich wusste nun alles. Keiner aus meiner Bunsenbande konnte mir etwas vormachen. Ich war ab jetzt ihnen überlegen. Ich hatte alles mit eigenen Augen gesehen. Mehr als man je in der Stadt sehen konnte. Bäuche werden jedenfalls keine aufgeschnitten, und die Kinder kommen aus dem Po.

Täglich besuchte ich die kleinen Schweinchen und nahm sie auf den Arm. Nach wenigen Tagen machte der Bauer mit ihnen etwas Grausiges. Mit einer Beisszange bekamen manche Tiere die hervorstehenden Eckzähne abgezwickelt.

So vergingen die Tage, bis Rita wieder erschien. Sie stand wieder oberhalb der Streuobstwiese und schaute nach mir. Nachdem sie mich entdeckt hatte, fragte sie wieder, was ich mache. Ich glaube, ich habe wieder geantwortet: «Nichts!» Und sie hatte wieder vorgeschlagen, einen Spaziergang zu machen. Ich willigte wieder ein, und sie wollte wieder den Hohlweg hinunter.

Ich nicht. Ich wollte nicht gesehen werden. Wir gingen deshalb durch das kleine Viadukt oberhalb des Münch'schen Anwesens, stiegen eine sanfte Anhöhe empor und erreichten einen wunderschönen Waldrand, von dem aus man einen herrlichen Blick auf die blühende Wiese hatte. Wir setzten uns ins Gras, und ich erzählte Rita von unseren Schweinchen und von meinen unglücklichen Stichlingen im

Einmachglas, die so gar nicht bereit waren, ein Nest zu bauen, wie ich es einst im Schmeil'schen Biologiebuch meines Vaters gelesen hatte, sondern es vorzogen zu sterben. Rita hörte lieb zu und fand auch meine Geschichten über das Schiesspulver, das wir aus der Alb geborgen hatten, spannend.

Unvermittelt entdeckten Rita und ich eine Gemeinsamkeit, die uns wie Kinder zusammenrücken liess. Wir hatten beide keinen Vater mehr. Beide Väter waren in Russland geblieben. Beider Bild in prächtiger Uniform mit Degen und Schiessschnur hing jeweils am Bett der mütterlichen Witwen. Rita weinte. Sie musste ihren Vater geliebt haben. Er war aus ihrem Leben verschwunden, so wie der meinige. Wir sprachen immer wieder darüber, ohne dass wir viel von unseren Vätern hätten berichten können.

*

Es war nie langweilig in Laudenberg, und ich fühlte mich ungemein wohler als in den beiden Caritasheimen, in denen ich zuvor zwei Sommer verbracht hatte. Man musste hier nicht spazieren gehen, Lieder singen, den Arzt konsultieren oder weiss Gott was tun, wenn es eine Nonne befahl. Hier war ich ungebunden, musste mir nichts ausdenken, um mir einen heimlichen Freiraum zu schaffen. Hier konnte ich spazieren gehen, wann ich wollte, mit wem ich wollte und vor allem, wohin ich wollte. Ich nutzte dies reichlich aus und stiess doch bald wieder auf meine Bauersleute, die dabei waren, etwas grünen Mais mit einer Sense zu ernten, was sie des Öfteren taten, um damit die Kühe und Schweine zu füttern. Beeindruckend schnell schnitt die Sense die dicken Maispflanzen ab. Das gab eine reiche Ernte. Die Tiere werden sich darüber gefreut haben.

Von Zeit zu Zeit hielt der Bauer inne, um mit einem Wetzstein, den er in einer umgebundenen Tasche bei sich führte, die Sense zu schärfen. Plötzlich unterbrach er das Schneiden und schaute auf die entfernte Landstrasse. Dort fuhr ein Personenwagen. Der Bauer verfolgte diesen mit seinen Blicken, bis er nicht mehr zu sehen war. Erst

dann bemerkte er meine verwunderten Augen und meinte: «Du siehst das jeden Tag in der Stadt. Für uns ist ein Auto etwas Besonderes.» Ich meine, mich sicher erinnern zu können, dieses Auto war auch das einzige, das ich in den sechs Wochen in Laudenberg gesehen habe.

Überhaupt kamen sehr selten Fremde ins Dorf. Zu ihnen gehörte ein Händler, der eines Tages erschienen war und den Münchs eine Schrotmaschine verkauft hatte, mit der die Leute ihre eigenen Haferflocken herstellen konnten. Seine Maschine aber wollte er nicht ausschliesslich gegen das neue Geld abgeben. Es mussten noch einige Büchsen Wurst dazugestellt werden bis zur Handelseinheit.

Auch die Münchs misstrauten dem neuen Geld, das noch kaum einen Monat alt war und Deutsche Mark genannt wurde. Eine junge Städterin, die genau so unvermutet auf unserem Hof auftauchte wie der Händler und gegen das neue Geld ein Ei kaufen wollte, musste schon Tränen aufwenden und eine ganze Mark bezahlen, bis die Bäuerin eines herausrückte. Eine ganze Mark, das war sehr viel Geld, wo doch jeder am Tage der Währungsreform nur vierzig davon erhalten hatte.

Ich hatte es gut. Zum Abendessen gab es immer wieder einmal ein Ei, und der Bauer bekam sogar zwei. Ich gehörte zu den Bauern, die mussten zwar hart arbeiten, waren aber unabhängig von dem neuen Geld, von Lebensmittelmarken und Bezugsscheinen, mit denen ich gross geworden war. Um so unverständlicher erschien mir eine Bemerkung der Bäuerin am Abendtisch. Sie sprach davon, dass es der Schwiegersohn richtig gemacht habe. Er sei nach Mannheim gezogen und müsse nur noch acht Stunden am Tag arbeiten.



In meinen Nachtgedanken erschien mir Rita nach unserem letzten Spaziergang wie eine Fee. Umschlossen von meiner dunklen Schlafkammer spürte ich Rita näher als meine Freunde aus der Bunsenbande. Mit ihr, war ich mir in jener Nacht sicher, kann ich mich bes-

ser austauschen. Sie konnte gut zuhören, war an allem interessiert und wusste zu vielem etwas zu sagen. Sie hatte auch keinen Vater mehr. Glaubte wie ich daran, keinen mehr zu brauchen, wollte deshalb auch kein Kind mehr sein und verbot sich, von Geborgenheit zu träumen. Unabhängig und frei wie die Laudenerger Bauern wollte ich werden. In diesen Nachtgedanken war ich mir sicher, dass Rita ebenso dachte.

Mit einem Mädchen befreundet zu sein, kann nicht so verwerflich sein, wie uns Knaben das immer dargestellt worden war. Warum werden wir immer vor ihnen gewarnt? Warum kann man mit einem Mädchen nicht einmal spazieren gehen? Mädchen sehen schöner aus als Jungen. Es ist spannender, mit einem Mädchen zusammen zu sein. Für mich war es etwas ganz Neues. Rita erschien mir in dieser Nacht ganz verklärt. Ich sah sie zwischen den Bäumen in der Abendsonne stehen. Ich fühlte mich unendlich frei. Ich brauchte keine Bunsenstrasse mehr. Wir sollten hier in Laudenberg bleiben können. Ein Leben auf dem Lande wäre schöner. Hier könnten wir tun und lassen, was wir wollen. Es gäbe keine tausend Regeln, nach denen man sich richten müsste. Es fragte mich niemand, wohin ich gehe. Man würde nicht vor den Mädchen gewarnt werden. Vielleicht müsste man sich in der Schule auch nicht anstrengen und den Onkeln über seine Zeugnisse berichten. Gut, ein Gymnasium gibt es auf dem Lande nicht. Aber wäre es nicht schöner, mit Rita zusammen zu sein, als aufs Gymnasium zu gehen? Wenn wir gross wären, könnten wir hier auch ein Haus haben und von unseren eigenen Erzeugnissen leben. Wir müssten nicht um unser Essen Schlange stehen oder gar bei den Bauern betteln und hamstern gehen. Wir würden alles selbst herstellen. Wir brauchten keine Bezugsscheine oder Lebensmittelkarten und kaum Geld.

Ich wollte mein Laudenberg festhalten, wo sich jetzt die Ferientage dem Ende zu neigten. Ob Rita auch so dachte wie ich in meinen Nachtgedanken? War mit ihr darüber zu sprechen? Es gehörte viel Mut dazu. Die Zeit drängte. Deshalb machte ich mich schon am

nächsten Morgen nach dem Frühstück auf den Weg über die Streuobstwiese, den Hügel hinauf zum Saumpfad, der zu Rita führte.

Über mein frühes Erscheinen war Rita nicht schlecht erstaunt. «Du bist aber mutig schon am frühen Morgen», begrüßte sie mich. Ich war etwas verlegen, wo ich doch heute so Wichtiges zu besprechen hatte, fasste mir dann aber ein Herz und schlug kurzer Hand einen Spaziergang zu der kleinen Kapelle vor, die ich auf dem Weg zum Sonntagsgottesdienst entdeckt hatte und die Rita nicht kennen konnte. Rita hatte keine Lust auf die Kapelle und meinte, sie habe heute überhaupt keine Zeit für mich. Ärgerlich verschwand ich und konnte überhaupt nicht verstehen, dass Rita noch am selben Abend wieder oberhalb der Streuobstwiese stand, so als sei nichts geschehen, und mich zu einem Spaziergang aufforderte. Ausserhalb der Sichtweite des Bauernhauses griff sie nach meiner Hand. Schweigend gingen wir den Weg entlang, den wir schon so oft in diesem Sommer gegangen waren. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo ich Rita fragen sollte, ob sie die Freiheit auf dem Lande nicht viel besser fände als das Leben in der Stadt. Wenn es ihr auch so erschiene, müsste ich folgerichtig fragen, ob nicht manchmal auch sie den Wunsch hätte, in Laudenberg zu bleiben, hätten wir nur die Möglichkeit dazu. Letzteres brachte ich natürlich nicht über die Lippen, das konnte ich nur nachts denken. So begann ich zaghaft mit dem Hinweis auf die wenigen Tage, die wir hier miteinander noch verbringen werden. Rita sagte nichts dazu. Wir gingen weiter zum Waldesrand. Rita setzte sich ins Gras. Ich schwieg. Wir schwiegen beide, dachten vielleicht beide an zu Hause. Für mich würde ein neues Leben beginnen: das Gymnasium, neue Kameraden. Nur zwei aus meiner Volksschulklasse werden mit mir in die neue Schule gehen. Was wird mit Rita sein? Ich fragte nicht. Rita schwieg lange hartnäckig.

Die Sonne senkte sich langsam. Rita musste auch an zu Hause gedacht haben, denn nach all den langen Sommertagen tauchte plötzlich wieder der blöde Ami auf. Sie schwärmte, wie toll es die Schwester habe. Sie würde wieder von dem dicken, bunten Wagen abgeholt

werden. Die Nachbarn würden wieder hinter den Gardinen klotzen. Für sie würde wieder Schokolade abfallen; aber eben nur Schokolade. Die Schwester habe es besser. Und was der Ami alles mit ihr mache. Er sei ganz für sie da. Er ginge sogar mit ihr aufs Klo.

Nach meinem Abendgebet tobten meine Nachtgedanken. Meine Fee war verschwunden. Wahrscheinlich ins Klo gefallen. Nein, lachen konnte ich darüber gar nicht. Was will Rita mit ihrer Klogeschichte? Was ist das für ein Mädchen? Nein, so ein Mädchen wird nicht auf dem Lande leben wollen. Da gibt es keine Amis mit dicken, knallfarbigen Autos. Ich musste an eine unverstanden gebliebene Geschichte unseres Kaplans denken, als die Hauptsünde Unkeuschheit behandelt wurde. Ich wälzte mich im Bett. Unkeuschheit und Klo hatten etwas miteinander zu tun. Rita war nicht das Mädchen, das frei von der Stadt, frei von Geld und Lebensmittelmarken, frei von Fahrscheinheftchen und Schulzeugnissen, frei von tausend Regeln leben, sich die Dinge selbst schaffen und unabhängig sein wollte. Sie brauchte einen Ami, der ihr Schokolade schenkt, sie vor den Augen der neidischen Nachbarn durch die Stadt fährt. Das war nicht meine Rita in der Sommersonne von oberhalb der Streuobstwiese, barfuss im hohen Gras. Die hatte nur in meinen Träumen gelebt.

Der Abreisetag war sehr schnell gekommen. Ich stand mit meinem Pappköfferchen zusammen mit der Bäuerin am Bahnsteig von Laudenberg. Das Züglein kam. Ich stieg mit den drei Mädchen ein, stellte mich auf die hintere Plattform und winkte ein letztes Mal der freundlichen Frau Münch, dem Dorf, den Sommerferien und meinen jungen Träumen nach.

Rita habe ich nie wieder gesehen, weder in St. Bonifatius noch sonst wo in der Stadt.